



Luxemburger
im **REICHS-**
ARBEITSDIENST

LUXEMBURGER IM REICH SARBEITSDIENST

Briefe und Berichte luxemburgischer
Arbeitsdienstmänner und ihrer Führer

Bearbeitet und herausgegeben von EDUARD GERLACH.

VORWORT

In den nachfolgenden Seiten sprechen Luxemburger über das, was sie im Dienst unter den roten Wimpeln mit Spaten und Ähre dachten, sahen und erlebten. Außer ihnen kamen nur noch einige ihrer Führer zu Wort, die mit ihnen gemeinsam Freud und Leid, frohe und ernste Stunden erlebt haben.

Das Büchlein hätte mindestens den zehnfachen Umfang haben können, wenn alles das abgedruckt worden wäre, was die Arbeitsmänner aus Luxemburg hierfür geschrieben haben. Wenn also viele, die sich über den neuen Lebensabschnitt geäußert haben, anschließend nicht aufgeführt sind, so werden sie doch erkennen, daß sich ihre Ansichten mit den Worten derer, die hier zitiert sind, im Grunde genommen decken. Auf jeden Fall aber werden sie Gelegenheit haben, sich mit ihren Angehörigen und ihren Freunden über die nachstehenden Äußerungen zu unterhalten und aus ihren eigenen Erlebnissen noch darüber ergänzend zu erzählen.

Folgende Luxemburger Arbeitsmänner lieferten Beiträge:

I. Nach einem Monat Dienst in den Abteilungen Schlesiens.

Arbeitsmann Andreas Reuter — Am. K. Willems — Am. H. Schmit — Am. Renatus Britz — Am. Mathias Boentges — Am. Jakob Flammang — Am. Alfons Denzer — Am. R. Floener — Am. Josef Plein — Am. Edmund Poull — Am. Streff.

II. Erlebnisse und Erkenntnisse in den wiedergewonnenen östlichen Reichsgauen Danzig, Westpreußen und Wartheland.

Am. Ferdinand Hurst — Vormann Ferdinand Burg — Am. Peter Droessert — Am. Daniel Weinacht — Am. Luzian May — Am. Paul Bettendorff — Am. Leo Jakoby — Am. K. Felgen — Am. Ferdinand Henkes — Am. Aloys Raths — Am. K. Beffort — Am. Rüdiger Schaack — Am. Peter Hartz — Am. Ferdinand Engel — Am. Johann Welter.

III. Hellas 1943.

Am. Max Thix — Vm. Paul Medernach — Am. Nikolaus Pierrard — Vm. Paul Medernach — Am. J. P. Diederich — Am. Gustav Bourkel — Am. Paul Weber — Am. Johann Bourg — Am. Raimund Huß — Am. Donat Diderrich — Am. Rüdiger Decker — Vm. Reinhard Schumacher — Am. Raimund Alberty — Am. Adolf Benoy — Vm. Luzian Risch — Am. Klaus Kremer.

IV. Wir sahen das „Sowjetparadies“ — unsere Herzen aber haben für Deutschland geschlagen!

Am. Reinhard Schiltz — Am. Eugen Rauen — Vm. Ferdinand Schon.

Folgende Führer des RAD aus dem Altreich nahmen Stellung zu ihrer Aufgabe. Daß die Luxemburger und ihre Anverwandten auf ihre Arbeitsmänner stolz sein können, dafür dürften die Berichte am besten zeugen:

I. Unterfeldmeister Jäckel — Obervormann Plonka.

II. Vormann Scholer — Oberfeldmeister Manns — Oberfeldmeister Rohrmann — Oberstfeldmeister von Boetticher.

III. Oberstfeldmeister Dippe-Bettmar — Oberstfeldmeister Rohr.

I.

Nach einem Monat Dienst in den Abteilungen Schlesiens.

(Ein Teil der im Frühjahr 1943 zum Reichsarbeitsdienst einberufenen Arbeitsmänner wurde in den Abteilungen Mittel- und Niederschlesien eingestellt, wo sie mit Kameraden aus andern deutschen Gauen ihre Arbeitsdienstpflicht erfüllten.)

Vier Luxemburger!

(Ein gelungenes Experiment, das von dem Unterfeldmeister J. durchgeführt wurde und hier von ihm erzählt wird.)

Man durfte einigermmaßen gespannt sein auf den Ersatz zum 17. Februar, denn er sollte aus Schlesiern — Bayern — Ostmärkern und Luxemburgern bestehen.

Und wie immer an den Tagen vor Eintreffen des Ersatzes, so hat man auch diesmal wieder so seine Gedanken. Leicht wird die Arbeit nicht sein, denn den Löwenanteil des Ersatzes stellen die Luxemburger. Und daß sie an Führer und Ausbilder höhere Anforderungen stellen werden, als z. B. Bayern oder Schlesier, welche durch HJ und allgemeine politische Ausbildung einen gewissen Grundstock aufweisen, ist klar. Aber wir wollen ja bei dem einen wie beim anderen nichts voraussetzen, keinen Maßstab anlegen, sondern ausgleichen und allmählich zielbewußt aufbauen und festigen.

Am nächsten Tage schon ist es soweit. Als letzte treffen gegen Abend die Luxemburger ein. Sie werden in die noch freigebliebenen Trupps des 3. und 4. Zuges für die erste Nacht einquartiert. Eine offizielle Einteilung folgt am kommenden Tage. Vorerst ist mal jeder versorgt, untergebracht und — — müde.

Der kommende Tag bringt den üblichen Einstellungsdienst. Der „zivile Nimbus“ in der Abteilung verschwindet schnell. Jeder faßt fürs erste eine komplette Garnitur. Und schon ist an die Stelle des Herrn Marzell Beck aus Esch-Alzig der Arbeitsmann Beck getreten. Ich stehe an einer übersichtlichen Stelle der Abteilung, von wo ich den ganzen Betrieb unauffällig verfolgen kann. Und so fällt mir

auf, daß an der rechten Seite, 1. und 2. Zug-Unterkunft, rechts reges Leben herrscht. Dort liegen Bayern, Ostmärker und Schlesier. Sie stehen z. T. in Gruppen vor ihren Truppstuben. Einige schon recht unternehmungslustig in Hemdsärmeln. „Und an Boadonstalt hou's a hier“, ruft eben sichtlich erfreut ein Nürnberger.

Die gegenüberliegende Seite, 3. und 4. Zug, wo für heute die Luxemburger untergebracht waren, ist ruhig. Es steht niemand draußen, auch tritt kaum einmal einer unaufgefordert heraus. Doch, da öffnet sich eine Türe. Ein Mann tritt vorsichtig suchend heraus. Er sieht noch genau so aus, wie er gestern hier eintraf. In Mantel, Hut und dickem Wollschal sucht er sich unschlüssig seinen Weg. Ja, man hat ihm gesagt, hier halb in Sibirien sei es bärenkalt und, sicher ist sicher! — Ob er wohl glaubt, daß sich seine Einberufung plötzlich als unerhörter Irrtum herausstellen wird? Ich glaube nicht, denn eben wird er vom Truppführer vom Dienst zurückgerufen und sein Trupp marschiert geschlossen zur Einkleidung. Wieder geht mein Blick zum 3. und 4. Zug. Und jetzt sehe ich an den Fenstern dicht gedrängt die Männer stehen. Sie beobachten still, zurückhaltend und beinahe etwas ängstlich den Platz vor ihren Stuben. Dieses Verhalten paßt eigentlich nicht zu ihnen, denn sie sind fast durchweg ihrem Alter entsprechend groß und kräftig.

Acht Tage später nehme ich mir einen von ihnen zur Seite. Ich frage ihn dies und das und schildere ihm meine Beobachtung vom ersten Tage mit der anschließenden Frage, was wohl die Ursache dieses Verhaltens gewesen sein könne. Und so erfahre ich, daß meine damalige Annahme, bewußte Zurückhaltung, zum mindesten aber die vermeintliche Ängstlichkeit, nicht der Tatsache entsprach. „Der Respekt vor dem deutschen Soldaten und seinen Leistungen macht uns unsicher“, meinte er, „es fällt mir sehr schwer hier!“ Als ich ihm sage, er würde es schon schaffen, meinte er zweifelnd: „Ich glaube kaum!“

Eine wertvolle Erkenntnis für mich.

Und heute nach drei Wochen strammer Ausbildung, stehe ich mit meinem Zuge auf dem Exerzierplatz. Meinem Zug ist ein neuer Truppführer zukommandiert. Er kennt meine Männer noch nicht. Ich ziehe 4 Männer heraus und exerziere sie dem Truppführer vor. Antreten — Richtübungen — Wendungen — Spatengriffe und eine Marschübung. Die Männer meines Zuges sehen gespannt zu. Der Truppführer blickt kritisch, aber nicht unbefriedigt. Ich lasse die vier Männer mit der Front zum Zuge in Grundstellung stehen. Und nun richte ich an den Truppführer die Frage: „Können Sie mir nach soldatischen Grundsätzen von diesen vier Arbeitsmännern den Schlesier, den Bayern, den Ostmärker und den Luxemburger nennen?“ Die Entscheidung war schwer. Der Truppführer konnte sich nicht entschließen und ich entthob ihn daher dieser undankbaren Aufgabe. Die Männer hatten über Erwarten eine gute Leistung gezeigt. Es waren — 4 Luxemburger!

Der erste Monat in der schlesischen RAD-Abteilung Bachwitz.

(Brief des Arbeitmannes Andreas R., von Beruf Eisenbahngehülfe.)

Als im Jahre 1941 im Bereiche Luxemburgs ein Aufruf des Chefs der Zivilverwaltung, Gauleiter Gustav Simon, zwecks Freiwilligenmeldung zur Ableistung der Arbeitsdienstzeit erfolgte, waren es anfangs wenige Luxemburger, welche dem Ruf des Gauleiters Beachtung schenkten. Als aber nach und nach die Zahl der Freiwilligen sich zusehends erhöhte, waren die meisten Einwohner Luxemburgs sich damals schon im klaren, daß das Gesetz der Arbeitsdienstpflicht nicht lange auf sich warten lassen würde. Die Luxemburger Bevölkerung stellte sich den getroffenen Maßnahmen zuerst sehr mißtrauisch gegenüber. Man konnte es den guten Luxemburgern auch nicht verdenken, für sie war eben das alles neu. Die Leute haben sich trotzdem schnell mit dem Neuen abgefunden, und als sie merkten, daß ihre Söhne gesund und munter wieder in ihre Heimat zurückkehrten, war der Sturm etwas abgeflaut. Bei den Luxemburger Mädels ging es genau so. An den eben aus den RAD-Lagern zurückgekehrten jungen Männern konnte man, wenn man ein genauer Beobachter war und sie im Stillen betrachtete, eine andere äußerliche Haltung merken. Im Umgang mit anderen Personen mögen sie sich auch etwas besser benommen haben, als es vielleicht vorher der Fall war. Daß ein rechtes Muttersöhnchen seiner Arbeitsdienstzeit genau so wie ein Arbeitersohn genügen muß, ist nur allzu gerecht, denn sonst könnten diese Herren sich für ein paar Heller, welche sie mehr besitzen, von der ganzen Angelegenheit loskaufen.

Auch wächst so im Lager die Gemeinschaft und die gute Kameradschaft auf, da ja doch einer mehr oder weniger auf den anderen angewiesen ist und einer dem anderen helfen soll, wo er nur kann. Ich selbst bin vor 9 Monaten durch die Untersuchung des RAD gegangen und habe meine Einberufung eigentlich schon früher erwartet. Als ich nun eines Dienstagsnachmittags, es war am 10. 2. 1942, nach Beendigung des HJ-Dienstes nach Hause kam, fand ich dort den Gestellungsbefehl vor. Mir selbst ist die Angelegenheit nicht allzu schwer gefallen und vielleicht nicht so zu Herzen gegangen wie manchem anderen Kameraden. Auch die Verabschiedung von Hause ist leichter vor sich gegangen, als ich gehofft hatte. Für meine Eltern war es auch nicht mehr ganz neu, da ich bereits verschiedene Male auf die Dauer von 3—4 Wochen an einem Lager oder Lehrgang der HJ. teilgenommen hatte. Am Montag, dem 15. 2. 1943 dampften wir auf dem Bahnhof Luxemburg-Hollerich ab, und wir sollten für die Zeit von 3 Monaten das Leben von einer anderen Seite aus kennen lernen. In Trier wurden wir den Lagern nach gruppiert, und von dort fuhr ein Begleitkommando, bestehend aus etlichen RAD-Führern, in einem Sonderzug mit uns nach Breslau. In Breslau stiegen wir um, und die Fahrt ging weiter bis Noldau. Von Liegnitz aus ist die Gegend sozusagen fast flach wie ein Brett

und steht zu meiner bergigen Heimat vollständig im Gegensatz. Meistens findet man in der hiesigen Gegend Nadelholzwälder, welche sich auf ziemlich lange Strecken ausdehnen. Am Waldessaum bemerkt man meistens verkrüppelte Birken, diese geben der Natur ein malerisches Bild. Die Straßen sind hier auch etwas sandig und mit Fahrzeugspuren durchfurcht, entsprechen aber ganz und gar der östlichen Ebene. Das Klima ist hier auch viel härter als bei uns in Luxemburg.

Wir sind, nachdem wir ungefähr 37 Stunden von Hause fort waren, Dienstags gegen 16.30 Uhr im Lager gelandet. Kurz danach wurden wir durch den Abteilungsführer, nachdem wir vorher Aufstellung im Hofraum genommen hatten, mit einem kräftigen Händedruck begrüßt. Auch gab er uns noch einige Richtlinien für unser erstes Verhalten im Lager selbst. Wir sind insgesamt 80 Luxemburger, welche mit ins Bachwitzer Lager gekommen sind. Noch am Spätnachmittag desselben Tages erhielten wir unser Eßgeschirr, unsern Drillchanzug nebst den Stiefeln. Am anderen Tage räumten wir unsere Spinde ein und bekamen am gleichen Tage unseren Tornister, die zweite Garnitur und Schnürschuhe.

Zwei Tage später rückten dann noch reichsdeutsche Kameraden aus der Gegend von Nürnberg und aus dem Rheinland ein, so daß die Zahl der hier im Lager befindlichen Arbeitsmänner die Zahl von 200 erreicht. Ich sah mir auch gleich das Lager etwas näher an und muß gestehen, daß es sich, trotzdem es lange Zeit verlassen dastand, noch in gutem Zustand befindet. In den Anlagen vor den Wohnbaracken stehen junge Tannen und zwei mächtige Fahnenmasten, die etwa die Höhe von 20—25 m aufzuweisen haben. Vor den Stuben stehen wunderbare Birkenbäume und geben dem Lager ein sehr schönes Gepräge.

Was bei uns noch nicht so richtig klappt, ist der Bettenbau. Daran müssen die Führer noch beständig kritisieren. Auch mit der Spindordnung hapert es noch. Aller Anfang ist schwer — — — und es wird schon so langsam werden. Nachdem nun die Reichsdeutschen hier ins Lager kamen, wurden wir umgruppiert und zwar der Größe nach. Ich selbst lag vorher auf Stube II, kam aber dann zur „langen Garde“, alles Kerle von 1,82—1,87 m. Wir bildeten, aus 16 Mann bestehend, den Trupp I. Der Dienst selbst ist doch nicht so streng, wie wir es in Luxemburg angenommen haben. Alles ist nur halb so wild, wenn man sich bloß mit der nötigen Energie dahintersetzt und zeigt, daß man ein Mann ist und kein Schlappschwanz. Der Dienst ist sehr abwechslungsreich, so daß man nicht an Langeweile denken kann. Morgens um 5.45 Uhr ist Wecken. 5 Minuten später Frühspport. Dieser dient dazu, den Körper aufzulockern und elastisch zu halten. Einige mögen ihn sehr gern, andere aber stehen abseits. Nach dem Frühspport ist Bettenbau, Waschen in der Waschbaracke, wo jeder eine gute Waschgelegenheit vorfindet. Nach dem Waschen ist das 1. Frühstück, der Morgenappell mit Flaggenhissung, Parolenausgabe, anschließend Ordnungsübungen. Bei den Ordnungsübungen wird man nicht gerade mit samtlenen Handschuhen angepackt. Es fällt



Luxemburgische Arbeitsdienstpflichtige nehmen Abschied.

auch hie und da mal ein hartes Wort. Das alles kann einen echten Arbeitsmann jedoch nicht erschüttern. Man führt eben so schnell und so gut wie man nur kann seinen aufgetragenen Befehl aus, und damit ist alles in Ordnung. Nach den Ordnungsübungen ist das 2. Frühstück und dann wechselt der Dienst so ab: Politischer Unterricht, Leibesübungen, Sing-, Putz- und Flickstube, Wehrerziehung, Gewehrreinen, Gasmaskenausbildung, Ausmarsch zur Baustelle, Wache, Geländelauf, Geländekunde usw. Die Bettruhe nach dem Mittagessen ist nicht zu vergessen. Sie gibt dem Körper etwas Kraft zurück und so geht es beim Nachmittagsdienst wieder besser vonstatten.

Auch ist hier für die Leichtkranken gesorgt, die vom Truppenarzt in der Heilstube betreut, gepflegt und wieder auf die Beine gebracht werden.

Nach des Tages Anstrengungen können wir uns abends in der Freizeit in der lieblichen Kantine, die mit gutem Geschmack eingerichtet ist, etwas erholen. Man bekommt sein Bier und seine Zigaretten, einige Kameraden sorgen für Unterhaltung, indem sie Musik machen, andere vertreiben sich die Zeit mit den Gesellschaftsspielen, deren es genug gibt, und so geht die Zeit bis zum Zapfenstreich im Fluge dahin. Es ist nun bereits ein Monat her, seit wir von Hause weg sind. Bestimmt werden wir Luxemburger uns der Tage, welche wir im RAD-Lager Bachwitz verbracht haben, recht oft erinnern, in welchem, so hoffen wir, eine gute Gemeinschaft und Kameradschaft bis zum letzten Tage aufrecht erhalten bleibt.

(Brief des Arbeitmannes Kamill W., der von Beruf Buchdrucker ist.)

Liebe Arbeitskollegen!

Schon 14 Tage bin ich nun hier fern der Heimat im Reichsarbeitsdienst und will Euch auch endlich etwas über meinen jetzigen Dienst und das Leben hier im Lager berichten.

Ihr wißt wohl noch alle, wie skeptisch ich eingestellt war, als ich meinen Gestellungsbefehl erhielt, und wir noch einen feuchtfröhlichen Abschied feierten, ganz in der Meinung, daß nun das schöne, freie Leben für mich ein Ende gefunden, und ich für die nächste Zukunft weiter nichts als ein wahres Gefängnisleben zu erwarten hätte. Ihr sahet mich schon als gänzlich Verhungerten und den, vom Dienst abends todmüde ins Bett fallend, nach 3 Monaten Dienstzeit kaum mehr als Skelett Heimkehrenden an.

Der erste Eindruck, den wir hier vom Arbeitsdienst bekamen, war der allerbeste. Das Lager selbst ist sehr idyllisch gelegen, mitten in einem Wäldchen unweit einiger Seen. Im Sommer ist es hier wunderbar zu leben, dachten wir alle.

Natürlich mußten wir uns stark umstellen, aber das fiel keinem von uns schwer, es sei denn, daß der eine oder andere noch zuviel an

Muttern dachte. Auch für mich war es nicht allzu leicht, da ich ja noch weiter nicht in die Welt hinaus war und von der Selbständigkeit. — man ist hier auf sich selbst angewiesen, — weit entfernt war Aber frisch gewagt ist halb gewonnen. So fügte ich mich sofort in die große Gemeinschaft, welche wir hier bilden, ein, und es ging schon von selbst viel leichter. Zuerst hatten wir einige Tage Anlaufzeit, bis das Lager vollzählig war. In den folgenden Tagen kamen noch Wiener und Nürnberger, zuletzt waren alle Stuben besetzt mit zusammen an 200 Arbeitsmännern.

Was wir schon von Anfang an gemerkt hatten, bestätigte sich gleich in den ersten Tagen. Unsere Führer waren keine Menschenfresser, wie es uns in der Heimat vorgegaukelt worden war, sondern sie unterstützten uns mit Rat und Tat. Auch heute noch stehen sie uns gerne bei, und es ist eine Selbstverständlichkeit, daß wir ihren Befehlen auch sofort Folge leisten. Vom Verhungern ist hier auch keine Rede. Zu essen bekommen wir mehr als genug, ja wir fassen oft nicht alles, was wir aufgetischt bekommen.

Heute, wo wir schon über 14 Tage hier sind, ist alles nur ein Kinderspiel. Selbst die Ordnungsübungen, welche wir täglich machen, um eine mehr soldatische Disziplin und Haltung zu bekommen, machen uns nur sehr wenig aus. Etwas ungewohnt für uns ist der kurze Haarschnitt, und morgens beim Frühsport bläst der Wind uns ordentlich um die Ohren.

Für Misch, der ja auch noch bei Euch arbeitet und im Mai wohl eingezogen wird, mag dieses Schreiben etwas als Beruhigung dienen. Und nun, liebe Kollegen, schließe ich und grüße Euch herzlichst aus dem Arbeitsdienst

Euer K.

(Brief des Arbeitsmannes H. Sch., der als Schüler zum RAD kam.)

Liebe Mutter!

Als ich am 18. Februar wegfuhr in den RAD, da magst Du Dir Sorgen um Deinen Jüngsten gemacht haben. Zwei Söhne hast Du bereits bei der Wehrmacht, und jetzt den dritten im Arbeitsdienst. Ich verstehe diese Aufregung, liebe Mutter, aber ich kann Dir bloß sagen, daß es mir gut geht. Dir und allen Müttern, die einen Sohn in dieser Abteilung haben, will ich einige Zeilen schreiben. Ich leugne nicht, daß mich die Angst beschlich, als ich im Hauptbahnhof mit meinem Freund aus dem Zuge stieg und so viele Leute umherstehen sah. Große Erregung war in der Menge, und man sah viele Mütter, die sich die Augen wischten.

— „Wenn es dir an etwas fehlt, so schreibst du.“ —

— „Hast du auch nichts vergessen?“ —

Diese und tausend ähnliche Fragen wurden an die Jungen gerichtet, die sich von ihrer Familie verabschiedeten. — Wir bahnten uns

einen Weg durch die Menge und bewegten uns langsam in den Raum, wo alle zusammenkamen. Kurz darauf gingen fort, fort nach Schlesien, durch die deutschen Landschaften über Koblenz, Gießen, Marburg, Kassel, Leipzig, Dresden, Görlitz nach Liegnitz. Hier stiegen wir zum ersten Mal nach etwa 30-stündiger Bahnfahrt aus. Eine Stunde später ging die Fahrt weiter bis Neudorf. Todmüde schleppten wir uns ins Lager, wo wir dann auch alsbald warme Verpflegung erhielten.

In den ersten Tagen standen wir der neuen Kost etwas skeptisch gegenüber, aber als der Vorrat im Spind erschöpft war, fingen auch die „Pellmännlein“, der Eintopf und der Komiß zu schmecken an.

Am 20. Februar erhielten wir das braune Ehrenkleid.

Inzwischen hatten wir auch schon Bekanntschaft gemacht mit den Kameraden aus Wien und Nürnberg. Auf jeder Stube gibt es Luxemburger, „Weaner“ und Bayern. Wenn wir uns auch noch durch die Sprache von den andern unterscheiden, so sind wir doch in der Kleidung gleich. Alle müssen wir dieselben Arbeiten verrichten, alle haben wir denselben Dienst, und im politischen Unterricht wird uns gesagt, daß wir auch alle die gleichen Pflichten haben. Der Mechaniker hat dieselbe Kost wie der Bauernsohn, der Schmied dieselbe wie der Schüler. Dadurch wird in uns der Gedanke enger Verbundenheit geweckt und jeder einzelne zur Kameradschaft erzogen.

Wir sind jetzt beinahe 4 Wochen im Reichsarbeitsdienst, und noch ist keiner der Männer von dem Dienst gestorben. Wenn der Dienst auch manchmal anstrengend ist, so werden doch alle, wenn sie wieder zu Hause sind, sich gerne an diese Wochen erinnern und sagen:

Es war doch schön im RAD.

*(Brief des Arbeitsmannes Renatus B., von Beruf
Buchdrucker, an seinen Freund.)*

Lieber Marzell!

Nun sind bereits 3 Wochen vergangen seit jenem Tage, da wir mit schweren Koffern und Paketen beladen in unserer neuen Heimat anlangten. Wir haben in dieser Zeit bereits viele von unseren früheren selbstverständlichen Gewohnheiten und Gepflogenheiten abgestreift. Wir sind also schon einigermaßen an das soldatische Leben in einer Lagergemeinschaft, das für uns Luxemburger besonders ungewohnt ist, gewöhnt. Ich will Dir darum heute eine kurz zusammengefaßte Schilderung von dem bis jetzt Erlebten geben, die Dich ja bestimmt interessieren wird, besonders da Du ja nun an das dienstpflichtige Alter heranrückst.

An jenem 10. Februar, als der, seit Wochen und Monaten, täglich erwartete Stellungsbefehl ins Haus kam, löste sich in mir eine gewisse Spannung und alle Gedanken konzentrierten sich natürlich auf den



Durch Handschlag begrüßt der Abteilungsleiter jeden einzelnen der neuen Arbeitsmänner.

18. Februar, unseren Einberufungstag. Die letzten acht Tage in der Heimat waren nun natürlich mit allen möglichen Vorbereitungen zur Abreise ausgefüllt und gingen nur zu schnell vorüber. Noch einmal ein geselliges Beisammensein im Freundes- und Bekanntenkreise, und dann war der „dunkle“ Tag da.

Auf dem Heimatbahnhof und dem Luxemburger Hauptbahnhof gab's dann noch ein stürmisches Abschiednehmen von Bekannten, Freunden und Freundinnen und unter fröhlichem Singen und Rufen und Winken fuhren wir aus dem Hauptbahnhof Luxemburg nach Trier. Dort wurden wir bereits in unsere verschiedenen Lager eingeteilt und nach 2-stündigem Aufenthalt fuhren wir weiter, dem Ziel entgegen. Den ganzen Nachmittag und die ganze Nacht ging's dann in brausender Fahrt quer durch Deutschland. Bei jedem Aufenthalt auf einem größeren Bahnhof wurden Karten geschrieben, unter Singen, Lärmen und allem möglichen Zeitvertreib ging's die ganze Nacht hindurch weiter nach Osten und als der neue Tag begann, waren wir bereits Hunderte Kilometer von der Heimat entfernt. Immer näher ging's dem Ziele zu, bis die erste Gruppe ausstieg, und eine Stunde später kam auch für uns das Kommando: „Fertigmachen zum Aussteigen!“ Noch ein letztes Abschiedswinken an die Kameraden, welche noch weiterfuhren, und dann standen wir mit unserm Gepäck am Bestimmungsbahnhof, von wo wir bereits die Baracken sahen.

Im Lager angekommen, ging's dann gleich nach Erledigung der notwendigen Formalitäten ans Auspacken und Einräumen und auch ans Schreiben. Mit großer Freude erfuhren wir dann auch gleich, daß bereits eine Menge Luxemburger vor einigen Tagen im Lager angekommen waren, und sogleich wurden diese dann durch Fragen bestürmt und von ihnen Erkundigungen eingeholt. Am nächsten Tage erfolgte die Einkleidung und damit begann ein neuer Lebensabschnitt.

Der Anfang davon war die Erziehung zur Disziplin und soldatischer Haltung, sowie zu Ordnung, Sauberkeit und Pflichtbewußtsein. In den bereits vergangenen Wochen hat sich dies nun einem jeden so ziemlich eingeprägt und ist nun ebenso zur Selbstverständlichkeit geworden wie manchmal früher das Gegenteil selbstverständlich war. Auch hat sich in der verflossenen Zeit bereits zwischen Nürnbergern, Wienern und Luxemburgern, eine feste Kameradschaft gebildet, die die Voraussetzung ist für den Zusammenhalt einer jeden Gemeinschaft.

Wir erhalten ständigen arbeitstechnischen Unterricht. Dabei lernen wir nicht nur die Arbeitsgeräte und ihre richtige Handhabung kennen, sondern der Körper wird auch methodisch vorbereitet für den kommenden Baustellendienst. Die Bewegungen, die später zum Arbeiten auf der Baustelle nötig sind, werden zunächst gymnastisch geübt, so daß sich die Muskeln für die künftige Beanspruchung einspielen. Dabei wird besonders Wert darauf gelegt, daß der Körper nicht einseitig in Anspruch genommen wird, und eine gewisse Ausgleichsgymnastik durchgeführt.

Dann kommen als ein sehr wichtiges Kapitel der Sport und die Leibesübungen. Das Bewegen in frischer Luft ist eine selbstverständliche Losung jedes Tages, und der Körper wird richtig durchtrainiert durch Laufen, Turnen, Leibesübungen, Kraftgymnastik und das Üben mit Medizinbällen, Wurfkugeln usw.

So sind natürlich die ersten Wochen bei den allermeisten eine harte Schule, nicht allein für Verweichlichte, sondern auch für Jungarbeiter und Bauernsöhne, die zu Hause schwere Arbeit geleistet haben. Gerade aber diese vielseitige und abwechslungsreiche Beschäftigung des Körpers während des ganzen Tages beugt einer vielseitigen Überbeanspruchung des jugendlichen Körpers vor. Dabei wird der Körper abgehärtet, was ihm im späteren Leben bestimmt nur nützen kann.

Diese aus Arbeit und Sport zusammengesetzte Lebensweise regt natürlich den Appetit tüchtig an, und so ist ein rechter Arbeitsmann immer hungrig. Wenn deshalb abends die Tischdienste mit den Schüsseln voll gesundem und derbem Essen kommen, will auch niemand der letzte sein. Die Ernährung für den noch im Wachsen begriffenen Körper ist besonders wichtig. Dann wird der Körper auch laufend auf seine Gesundheit überwacht und es wird überprüft, ob er sich so entwickelt, wie es seinem Alter entspricht.

Also, lieber Marzell, Du siehst, daß für alles gesorgt ist, und wenn auch der Dienst im RAD es vielen im Anfang sehr schwer fällt, so bin ich doch überzeugt, daß jeder sich später gern seiner Dienstzeit im RAD erinnert.

Die herzlichsten Grüße aus dem RAD von Deinem Freund

R.

(Brief des Arbeitmannes Mathias B., von Beruf Landarbeiter.)

Lieber Freund!

Mit größter Spannung, was die nächste Zeit nun bringen würde, betreten wir das Lager. Die ersten Tage konnten wir uns mal gründlich ausruhen. Wir wurden in Trupps zu 18 Mann eingeteilt. Nun hatte ein jeder seine neue Heimat, seine Stube. Echte Kameradschaft herrschte von der ersten Stunde an unter uns. Am zweiten Tage wurden wir eingekleidet. Was waren wir nun für Kerle geworden. Lieber Freund, ganz sicher würdest Du mich nicht mehr erkennen. Dann begann der eigentliche Dienst. Zuerst wurden die krummen Beine mal gerichtet. Das war ich nicht gewöhnt, das Stillstehen. Ich mußte mich die ersten Tage stark anstrengen. Hände aus den Hosentaschen, gerade gehen, Kopf hoch, anders wie zu Hause. Heute mache ich alles fast spielend mit, da ich nun ziemlich eingelebt bin. Wenn es mal heißt marsch, marsch, dann werden eben Räder unter die Füße gesetzt, und dann geht's. Über die Kost können wir auch nicht klagen, wenn es mal dem verwöhnten Munde nicht schmecken

soll, dann beißt man eben bei der nächsten Mahlzeit wackerer hinein.

Lustige Stunden gibts auch genug hier. Wenn das Schifferklavier ertönt, dann sind wir alle im Banne der Musik. Streiche werden auch genug gespielt. Wenn man mal am Morgen mit schwarzem Gesicht aufsteht, oder man merkt, daß man im Bett hinter der Tür liegt, dann gibts ein Grinsen der Kameraden und Lachen, daß sie den Bauch mit beiden Händen halten. Ja, wenn ich mal wieder zu Hause bin, werde ich gerne an die schönen Stunden zurückdenken, die wir hier zusammen verbracht haben. Lieber Freund, wenn Du mal zum RAD einberufen wirst, so reiße Dir kein Haar aus, denn es ist nur halb so schlimm, wie es daheim gesagt wird. Nur eine gute Schule für's Leben.

Ich grüße Dich herzlich aus weiter Ferne.

Dein Freund.

Meine Einstellung hat sich schon stark geändert.

*(Auszug aus dem Briefe des Arbeitmannes
Jakob F., der von Beruf Schlosser ist.)*

Doch jetzt, nach zwei Wochen Aufenthalt hier, in der wunderschön angelegten Abteilung, bin ich zur Überzeugung gekommen, daß alles das, was mir so im Voraus gesagt wurde, lauter Lügen oder ein großer Irrtum gewesen sind.

Als ich hier ankam, suchte ich vergebens nach wackeligen Baracken, angeblich sollten wir in solchen wohnen, denn vor mir standen schöne, saubere Holzbauten, die auf mich einen netten Eindruck machten. Nicht nur, daß sie außen herum sauber sind, nein, auch innen sehen sie sauber aus und mußten sauber gehalten werden. Für die Sauberkeit ist der Stubendienst verantwortlich. Das sind jedesmal zwei Mann, die für die Sauberkeit zu sorgen haben, abgesehen davon, daß jeder andere auch für die Sauberkeit zu sorgen hat.

Vom Frühaufstehen und vom Frühsport wird keiner sterben, wenn es auch hier und da schwer fällt, aus dem warmen Bett heraus in die Trainingsanzüge zu springen und dann'heraus zu laufen, doch auch daran wird man sich gewöhnen. Hat man auch hier nicht die Bequemlichkeiten wie zu Hause, wo Mutter die Betten macht, wäscht, spült und den Tisch abräumt, während man es hier selbst machen muß, so lernen wir das auch, jedenfalls kann es nichts schaden. Wird das Bett auch einmal heruntergerissen, weil es nicht gut gemacht war, dann fängt man wieder von vorne an und versucht, es besser zu machen. Das bißchen Spülen, Waschen und Schuheschmierern, mir macht es, offen gesagt, sogar Spaß.

Hunger habe ich bis jetzt noch keinen gelitten, und ich glaube nicht, daß ich dessen leiden werde. Genug haben wir zu essen und nicht schlecht. Damit will ich aber nicht sagen, daß ich auf ein Paket von zu Hause mit ein paar Leckerbissen verzichte.

Meine Einstellung dem RAD gegenüber hat sich schon stark geändert, und ich hoffe, daß sie noch besser werden wird.

Wir habens gut getroffen.

*(Aus dem Bericht des Arbeitsmannes Alfons D.,
der als Schüler zum RAD kam.)*

Gegen Mittag erreichten wir endlich Breslau. Hier wurden wir ganz auseinandergerissen. Jedes Lager bestieg einen anderen Zug. Wir langten nach einer einstündigen Fahrt über tiefes flaches Land in dem „berühmten“ Trachenberg an. Dann gings in Reih und Glied (so gut es eben ging) ins Lager. Was haben wir damals die schweren Koffer verwünscht, die wir 2,5 km schleppen mußten. So eine Pein! Ganz abgekämpft kamen wir im Lager an. Ganz vorsichtig gings hinein. Ein Führer verteilte uns auf die einzelnen Stuben und gleich darauf gab's Duschen. Das begrüßten wir mit einem lauten Hallo. Ei, wie das wohlthat. Zwei Tage ungewaschen und jetzt unter diesem lauwarmen Wasser. Mensch, was Besseres hätten sie uns nicht anbieten können. Ein Führer erklärte uns noch schnell das Lager, dann gab's Abendbrot. Wir brachten diesmal unsere eigenen Vorräte mit. Und danach ging's gleich in die Klappe und nach 5 Minuten war's mäuschenstill im Lager. Die erste Nacht in einem Strohbett. Kein einziger murrte, jeder war froh, sich einmal ruhig ausschlafen zu können, wofür die Führer auch größtes Verständnis zeigten. Am anderen Morgen sahen wir uns erstaunt an, denn im ersten Moment kam uns das ganze so befremdend vor.

Im Verlaufe des Vormittags und den ganzen Nachmittag über wurden wir eingekleidet. Das erste Mal in einer Uniform! Die ersten wurden bestaunt und beglotzt, als seien sie das 8. Weltwunder. In der Freizeit ging dann Post nach Hause. Da wurden die Reize geschildert und die ersten Eindrücke vom Lager. Und die waren nicht schlecht, denn wir waren angenehm enttäuscht worden; es war uns allen klar geworden gleich von Anfang an, wir waren gut gefallen. Auch die Führer waren leutselig und erteilten uns bereitwilligst Auskunft. Dann, am 3. Tage, es war Sonntag, folgte die endgültige Aufteilung in die einzelnen Züge und Trupps, und nun konnten wir uns einrichten, so, wie wir es gelernt hatten. Noch am selben Tage wurde uns der Bettenbau und der Spindbau gezeigt, und voll Stolz zeigten wir dem Truppführer unsere ersten Versuche, so, wie ein Kind, das freudestrahlend zur Mutter rennt und die ersten selbstgezogenen Striche zeigt.

Tags darauf begann dann der richtige Dienst. Wir waren uns alle bewußt, mit Handschuhen würden wir nicht angefaßt. Und das wollten wir auch nicht. Wir waren entschlossen, unseren guten Willen zu zeigen, und damit kann man schon etwas anfangen. Daß auch die Anforderungen nicht leicht sein können, sondern daß sie unseren ganzen Einsatz und unsere ganze Aufmerksamkeit verlangen, war uns auch klar. Nein, wir hatten uns das alles viel schlimmer vorgestellt, als es in Wirklichkeit ist. Unsere Führer sind auch Menschen, sind genau einmal einfache Arbeitsmänner gewesen wie wir und können deshalb am besten die Anforderungen bemessen.

Und mit den Kameraden aus dem Altreich kommen wir auch gut zurecht. Wo ein Wille, da auch ein Weg. Denn wir allein wären die Betroffenen, wenn wir in Zank und Hader unsere Zeit hinleben würden. Nein, wir haben uns wirklich nicht zu beklagen. Wir haben's gut getroffen.

Verhältnis zu den reichsdeutschen Kameraden.

(Aus dem Bericht des Arbeitmannes R. F., der Maschinenschlosser von Beruf ist.)

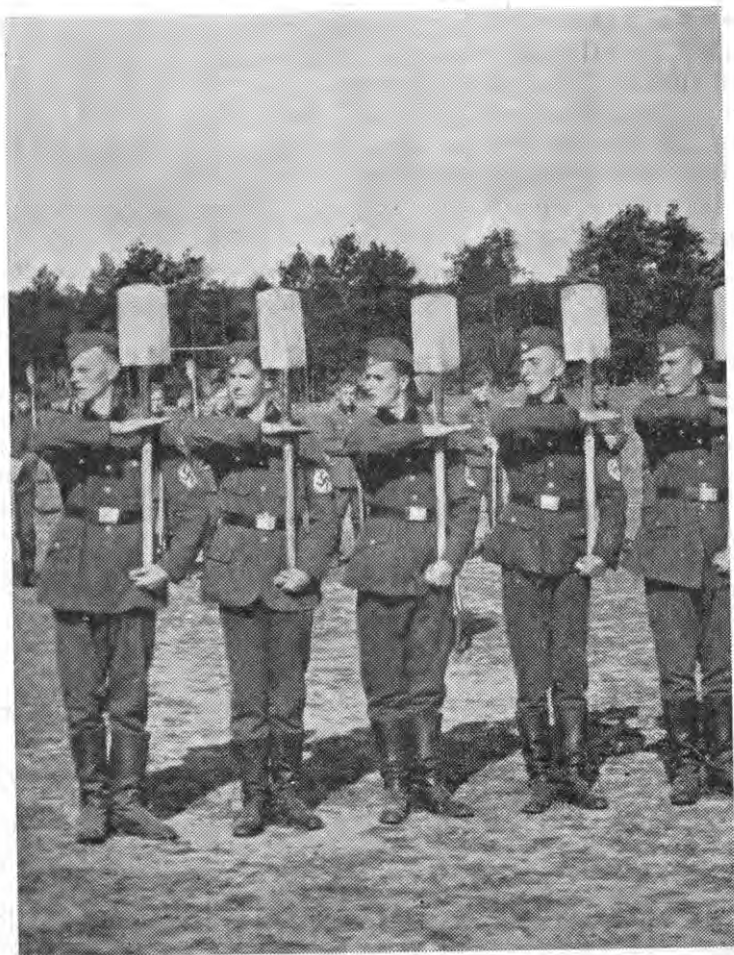
In den ersten Tagen gab es eine kurze Ansprache von unserem Abteilungsführer, nach der er jeden einzelnen mit einem kräftigen Händedruck begrüßte und sich nach Beruf und Herkunft erkundigte. An Ordnung und Pünktlichkeit haben wir uns auch bereits gewöhnt, da wir diese im Gegensatz zu unseren deutschen Kameraden nicht beherrschen, sondern dies alles besorgte die Mutter zu Hause. Was die Führung anbetrifft, sind wir wohl alle zufrieden, sowie mit dem Essen auch, das es bis jetzt noch immer reichlich gab. An einem Abend kurz vor dem Zapfenstreich befahl der Abteilungsführer alle Luxemburger, von den deutschen Kameraden gesondert, zusammen und hat uns über etwaige Mißverständnisse ein klares Bild gemacht. Hatte einer eine Beschwerde, konnte er diese dem Abteilungsführer sagen, und dieser sorgte dafür, es nach dem Besten seiner Kräfte zu erledigen. Die bereits angeordneten Hilfsausbilder und Führeranwärter standen den Luxemburgern geradeso wie den deutschen Kameraden freiwillig vor, eine Benachteiligung der Luxemburger liegt deshalb in keiner Hinsicht vor. Nur das Kommando „Auf die Stuben marsch, marsch“ ist uns Luxemburgern noch immer fremd. Der Dienst im Ganzen ist ein und derselbe, gerade so gut für die Luxemburger, wie für die Reichsdeutschen. Und nun zum Schluß muß ich gestehen, daß ich mit Vorurteilen hierher gekommen bin, aber doch im angenehmen Sinne überrascht wurde.

Hier ist eben einer auf den anderen angewiesen.

(Aus dem Briefe des Arbeitmannes Josef P., der als Schüler zum RAD kam.)

In die Lagerordnung habe ich mich schnell und leicht einfügen können. Dabei denke ich vor allem an Bettenbau, Spindordnung usw., die ja für frischgebackene RAD-Männer die schwierigsten Kapitel sind. Trotzdem ist das eine vortreffliche Schulung zur Selbstdisziplin und Selbständigkeit. Damit werden die Leitfäden, die bei manchen Eltern noch gänzlich von der Elternhand ausgingen, zerrissen, und wir müssen nun unser Leben eigenhändig dem gesteckten Ziele zusteuern. Gewiß wird es manchem zum Heile gereichen.

Weiter schmiedet das enge Zusammenleben feste Kameradschaften,



Ordnungsübungen mit Spaten.

und die sogenannte „Distanz“, die die Arbeiter der Stirn gegenüber den „Schaffenden der Faust“ gewöhnlich halten, wird im Lager nach und nach verschwinden. Es ist eben einer auf den anderen angewiesen.

Es gefällt mir, daß man überall die Ehrung der Handarbeit vorfindet. Nur dadurch kann man verhüten, daß herrlich Menschen an führende Stellen kommen und das Volk leiten wollen, ohne auch nur im geringsten dessen Lebensweise zu kennen. Wer befehlen will, muß auch gehorchen können.

Kameradschaft.

*(Aus dem Brief des Arbeitmannes Horst P.,
der von der Schulbank zum RAD kam.)*

Am schönsten ist es in der Mittagspause, wenn nach dem Aufräumen noch ein halbes Stündchen Zeit ist. Dann hocken wir beisammen oder liegen auf den Betten und erzählen uns von den verschiedensten Dingen und manchmal sprechen wir auch von der fernen Heimat. Nürnberger, Wiener und Luxemburger sind dann eine Familie und man fühlt die Kameradschaft, die uns vereint. Durch solche Stunden wird sie fester und stärker.

Ich bin überzeugt, daß sich jeder einmal gern an seine Dienstzeit im Arbeitsdienst erinnern wird.

Dann wird er sagen: „Und es war doch schön dort!“

Vereidigung — Treue — Gehorsam — Pflichterfüllung — Kameradschaft.

(Aus dem Briefe des Arbeitmannes Edmund P.)

An einem schönen, hellen Frühlingmorgen waren wir in offenem Karree angetreten. Uniform und Stiefel glänzten, und auf den jungen Gesichtern lag Spannung und Erwartung. Gegenüber der Front stand die Führerschaft und sah mit Zuversicht auf ihre Männer, die angetreten waren, das neue Leben, in dem sie nun seit Wochen standen, mit einem Schwur zu bekräftigen. Und wir blickten erhobenen Hauptes und mit offenen Augen zu unseren Führern hinüber, als wollten wir ihnen zuvor noch versichern, daß wir ihre Erwartungen nicht enttäuschen und ihnen zeigen würden, daß wir bereits viel von ihnen gelernt hatten.

Schneidigen Kommandos folgten zackige Ausführungen. Dann kam der Augenblick, wo unter den Klängen des Präsentiermarsches die Fahne einmarschierte, worauf der Abteilungsführer die Front seiner jungen Arbeitsmänner abschrift. Tiefer Ernst lag auf der ganzen Gemeinschaft. Ich fühlte, daß das, wovon ich bisher auf Bildern, in der Wochenschau oder in der Zeitung nur verschwommene Vorstellungen hatte, zur Realität, zum Erlebnis geworden war. Wir hatten abseits gestanden vom Soldatentum und dafür nur mehr oder

minder Interesse gefunden, jetzt standen wir mitten drin, das mußte uns im Verlaufe der Feier immer klarer werden. Wir waren dem Jugendhalter entwachsen und zu Männern geworden, denn der Staat hat uns zur Fahne gerufen und verlangt unsere Arbeit. Und ist es nicht ein stolzes Gefühl, zu wissen, daß man um unser Können weiß und auf unsere Leistungen wartet?

Dann schritt der Abteilungsführer auf das Rednerpult zu, das mit Fahnen und Tannengrün geschmückt und mit Pyramiden von Spaten und Gewehren umsäumt war, als Symbol dafür, daß der Arbeitsmann von heute unter Umständen vom Spaten lassen und zum Gewehr greifen muß. In ernsten und knappen Worten brachte der Abteilungsführer uns dann nochmals in Erinnerung, was wir in dieser Stunde eingehen würden. Er rief uns auf, jetzt dem Führer und Großdeutschland die Treue zu versprechen, dem Führer zu folgen und uns für seine Idee einzusetzen. Ist es ein Opfer, muß uns das schwer fallen? Ist ein Versprechen hierüber noch nötig? Eigentlich nein, denn nur uns kommt es zu gute, wenn wir gehorchen, unsern stürmischen Willen bezähmen, unser jugendliches, ungestümes Drängen eindämmen und uns von der Erfahrung der älteren Führer leiten lassen. Wollen wir nicht einmal alle später befehlen? Müssen wir demnach nicht gehorchen lernen, um dadurch das Befehlen zu lernen?

„Wir sollen unsere Dienstpflichten getreu und gewissenhaft erfüllen.“ Auch in der Erfüllung dieser Aufgabe können wir nur lernen, denn bist du im kleinen getreu, so wirst du über Großes gesetzt werden. Erziehe dich zur Verantwortlichkeit vor deinen Führern und vor allem vor dir selbst. Wenn du deine Pflicht nur dann tust, wenn du dich unter Beobachtung eines Führers weißt, oder sie nur erfüllst wegen des Führers, dann wäre es besser, du liebest deine Arbeit ganz sein, solche Menschen werden nirgends gebraucht, besonders kann Deutschland, wie der Abteilungsführer betonte, keine solchen Menschen gebrauchen, denn es muß nach dem Kriege starke, tüchtige, verantwortungsbewußte Menschen haben, weil es große Aufgaben durchzuführen hat und einen jeden braucht. „Kameradschaft sollen wir üben durch Zurückstellung unseres persönlichen Ich!“ Darüber sollte es eigentlich keiner Worte bedürfen, denn ein jeder müßte durch das tägliche Mitleben in der Gemeinschaft zu der Erkenntnis kommen, daß der einzelne nicht für sich allein da ist, daß es neben ihm noch Menschen gibt, die dasselbe Schicksal teilen, Rechte, Anforderungen und Bedürfnisse haben so wie ich, auf die ich Rücksicht nehmen muß, und deren Wohl mir mehr am Herzen liegen muß als das meine. Und ist es nicht ein edles Gefühl und macht es mir nicht unaussprechliche Freude, mich für den Kameraden zu mühen, ihm ein Stück von mir selbst zu geben, anstatt meiner Bequemlichkeit zu Liebe mir auf Kosten der Kameraden einen Vorteil zu ergaunern?

Der Abteilungsführer führte weiterhin aus, daß unser Opfer gering ist, daß Tausende von Soldaten in den weiten, unermesslichen Feldern des Ostens ihre Pflicht tun, Tag um Tag und Stunde um

Stunde, daß diese Pflicht in ihrer Schwere und Härte mit der unsrigen nicht zu vergleichen ist. Diese Kämpfe im Osten und überall sollen für uns Beispiel und Ansporn sein, unsere geringen Aufgaben desto genauer und pünktlicher auszuführen. Dieses, so fuhr der Abteilungsführer fort, schwört ihr auf eine Fahne, in der euer Handeln und eure Haltung Ausrichtung finden soll. Nach einem ergreifenden Gedicht, das uns nochmals in harten Worten die Bedeutung des bevorstehenden Augenblicks vorhielt, trafen die Schwurmänner an die Fahne heran, und wir hoben die Hand zum Schwure.

Nun war ich Arbeitsmann geworden. —

Die Feier war beendet. Parade, Gesang, Musik und Schwur hatten uns in ihrer Aufeinanderfolge zu einer straffen Haltung zusammengerissen und uns den Ernst der Stunde zum Erlebnis gemacht. Ein Platzkonzert des Gaumusikzuges lockerte mit flotter Marschmusik die stumme Stimmung der Gemüter und bald hörte man allerorts wieder das frohe Lachen der Arbeitsmänner. Das Mittagessen, das die Führer gemeinsam mit ihren Männern einnahmen, und das von frohen Weisen des Musikzuges umrahmt war, gab mit seiner nicht alltäglichen Speisekarte dem Tag ein festliches Gepräge. Die Freizeit und der erste Ausgang am Nachmittag trugen dazu bei, uns den Tag zu einem Erlebnis werden zu lassen, das in unserer Erinnerung haften bleibt.

Ausgang!

(Aus dem Brief des Arbeitsmannes St. — Der Ausgang ins Dorf oder nahe Städtchen spielt im Leben des Arbeitsmannes natürlich eine große Rolle.)

Ausgang! Wir stiegen in die schönen, für unsere Begriffe, die wir aus dem Flachland kommen, mächtigen und teilweise noch mit knietiefem Schnee bedeckten Berge. Wir ließen uns von der herrlichen Natur und von der Schönheit der Landschaft beeindrucken. Die Berge gewähren einen grandiosen Rundblick. Soweit der Blick reicht, sieht man tannenbestandene Berge, und Berge sind es auch, die scharf den Horizont abgrenzen.

Keinen prachtvolleren Anblick gibt es hier wie einen Sonnenaufgang, wo die Berge in einem goldenen Licht erstrahlen, das der Schnee tausendmal widerspiegelt. Ein Geflimmere und Gegleibe, daß es fast die Augen schmerzt und blendet.

Äußerst malerisch wirken die Häuser, meist aus Holz und in einem ganz anderen Stil wie die Steinbauten und Häuserblocks der Großstadt gebaut. Weit zerstreut liegen sie des öfteren an einer wind- und wettergeschützten Stelle, wie an den Berg geklebt. Die Bevölkerung ist durch die schweren Wetterverhältnisse hart und zäh und gegen das Toben der Naturgewalten gefeit.

Gar mancher Schlesierbauer, ja die meisten haben scharfe, sonnengebräunte Gesichtszüge. Sie sind wortkarg, können aber in Gesellschaft auftauen und sind dann lustig, oft urgemütlich.

Dies tritt dann meist in den Gasthäusern, hier Bauden genannt, die ebenfalls in einer ganz anderen architektonischen Bauart ausgeführt, anheimelnd wirken, zutage. Wir hatten uns bald mit Bewohnern, Kameraden der Wehrmacht und auch jungen schlesischen Mädchen, angefreundet. Das Erzählen über ihre und unsere Heimat wollte und wollte kein Ende nehmen, und so war es nicht verwunderlich, daß es schon am ersten Ausgehtag im gestreckten Galopp lagerwärts ging, und wir uns noch ordentlich sputen mußten, damit uns der Führer vom Dienst, der Gestrenge, nicht außer Bett fand und uns nicht zum würdigen Abschluß des Tages noch eine besonders gute Extrazigarre geben mußte.

II.

Erlebnisse und Erkenntnisse in den wiedergewonnenen östlichen Reichsgauen Danzig, Westpreussen und Wartheland.

(Insbesondere die Schilderungen über die Begegnungen mit den volksdeutschen Umsiedlern geben interessante politische Aufschlüsse.)

Nachtwache.

(Kleine Träumerei im RAD — erzählt von dem Arbeitsmann Ferdinand H., von Beruf Walzen-dreher.)

Die Sterne gehen ihre Runde
und sie allein sind weit und breit
in dieser mitternächtigen Stunde
am sammetblauen Abendgrunde,
Gefährten meiner Einsamkeit.
Und alle Sorgen, alle Plagen
des Tages scheinen schmal und klein,
da in der Nacht den Kameraden
ich darf getreuer Wächter sein.

Still liegt das alte Land. Deutsche Jugend hält Wache. In den raumwippen säuselt leise der Wind und jenseits des Tales plätschern in ruhigem Schlage der See. Durch das leere Feld geistern lange Nebelschwaden und im dunklen Waldinnern wandelt leise der Mond. — Drüben in den Baracken schnarchen 190 Arbeitsmänner um die Wette, schlafen und träumen von der Heimat und dem Glück. Morgen werde auch ich träumen, vielleicht von Gritti, vielleicht von Luxemburg, meinem schönen kleinen Luxemburg. —

Höher steigt der Mond. Ich denke zurück des Tages, wo wir auszogen mit schwerem Herzen. Denselben Weg, den vor uns — Jahrhundertlang — viele Deutsche zurücklegten, als Ritter, Kaufleute, Handwerker und Soldaten. Pioniere der alten Zeit.

Dann sind wir im Warthegau einmarschiert, trotzig und verschlossen mit allen unsern wahren und unwahren Vorstellungen über RAD. Den Weg in das unbekannte neue Leben. —

Am Himmel türmen sich leichte Wölkchen, und durch die ruhende Natur pfeift ein leiser Wind. —

Wir standen mit unsern ganzen hergeschleppten Habseligkeiten am schmalen Spind und ließen uns erklären, mit welcher Leichtigkeit und doch wieder Kunstfertigkeit man die ganzen Dinge hineinbringt, wie man schnell und schön Betten baut und wie man sich einrichtet, um $\frac{1}{4}$ Jahr rauh leben zu können.

Kälter bläst der Wind. Dichter drängen sich die Wolken und jenseits des Tales rauscht der See. Der Mond hängt wie ein verzacktes Silbergeschmeide zwischen den Blättern und Ästchen der Bäume. Es glitzert und flimmert. So schön hat er selten geschienen.

Dann kam der Tag, wo wir ausmarschierten in langen braunen Kolonnen. Und ein Lied schwang sich über die Straße, ein kräftiges deutsches Soldatenlied.

Viel haben wir erlebt in diesen ersten Wochen, schwer war es und schön. —

Im dämmernden Osten steht vielzackig und wallend eine Wolke am blühenden Tag. Einem glühenden Gletscher gleich. Langsam lichten sich die dunklen Ballen, werden graugelb und sind plötzlich wie von Orangenblut übergossen. —

Am Postenhäuschen vorbei marschiert auf und ab mit geschultertem Spaten ein Arbeitssoldat. Seine blauen Augen träumen in die Ferne der jungen Sonne zu, die brennend rot hinter dem schlafenden Walde steht, wie eine feurige Blume, eine rote Rose, wie die brennend rote Rose von Gritti. Morgenrot.

Über die Heide klingt aus 190 frischen Kehlen das Morgenlied. Die Sternlein aber sind erloschen und verblaßt.

Meine Einstellung zum Reichsarbeitsdienst vor der Einberufung und nach 4 Monaten Dienstzeit.

(Bericht des Schülers Ferdinand B., der wegen guter Leistungen zum Vormann ernannt wurde.)

I. Vor meiner Einberufung.

Stellungsbefehl:

Vor 4 Monaten erhielt ich unerwartet den Stellungsbefehl zum Reichsarbeitsdienst. Ich erschrak. Meine Mutter jammerte. Die ganze Familie war in Aufregung. Koffer wurden gepackt und alles mögliche reingetan.

1. Eingriff in die Rechte und Pflichten der Eltern:

Die aus dem Nationalsozialismus entsprungene Idee des RAD konnte ich nie richtig verstehen noch beurteilen. Da ich gegen den Nationalsozialismus eingestellt war, übertrug ich diese Meinung ipso facto auf den RAD. — Das Ziel der „Erziehung der Jugend“ schien mir ein Eingriff in die Rechte und Pflichten der Eltern. Ich schüttelte immer den Kopf und meine Meinung war fest: Wer bis zu 18 Jahren noch nicht charakterfest war, der wurde durch das halbe Jahr Arbeitsdienst auch nicht mehr umgeformt. Ferner nahm ich an, daß die Moral unter dem Gemeinschaftsleben der verschiedensten Charaktere leide.

2. Stillstand im Studium:

Die Zeit im RAD schien mir eine verlorene Zeit, da alles Wissen und Werken stillstand. Die Berührung mit den „einfachen Arbeitern“ schien mir ein Stein auf meinem Wege zur Bildung.

3. Verpflegung:

Unter Verpflegung stellte ich mir Kohlsuppe, Pellkartoffeln und Sauerkraut vor. Ich schauderte vor diesem „Fraß“.

4. Behandlung

Die rohe Behandlung, der Arbeitsmänner, ihre sture Erziehung zum Mitblöken auf Kommando, wurde mir in dem einen Wort ausgeprägt „Schliff“.

5. Hygiene:

Mir graute vor dem Hausen in Holzbaracken, besonders den Winter durch; ich dachte an das Bettzeug, die Wäsche, die nicht ausreichen sollten. Meine Gesundheit schien mir gefährdet.

6. Leistungen:

So blieb der einzige Punkt, in dem ich den RAD billigte, seine volkswirtschaftliche Aufgabe. Ich bewunderte die Leistungen des RAD im Einsatz auf dieser Front.

II. Ich als Arbeitsmann.

Der Weg in die Abteilung:

Schwere Koffer schleppte ich mit in die Abteilung. Darin war Wäsche für einen Monat, EBwaren für noch länger, Medikamente und dergleichen mehr.

1. Erziehungsrichtung des RAD:

Im Laufe der 4 Monate, die ich bis jetzt beim RAD verbracht habe, hat sich meine Meinung geändert. Der RAD als „Schule der Nation“ erfüllt seinen Zweck vollends. Mir wurde erst durch den politischen Unterricht unseres Abteilungsführers, durch das politische Denken und Handeln aller Führer die Weltanschauung des National-

sozialismus nähergeführt. Ich wurde überhaupt mal soweit gebracht, mich enger mit diesen Gedanken zu befassen. — Wie oft habe ich während meiner kurzen Dienstzeit festgestellt, daß nicht nur die Luxemburger, sondern auch die Reichsdeutschen erst im RAD politische Denker werden, daß mancher Charakter umgeformt und fester wurde. Erst im RAD lernte ich die Arbeiter der Faust schätzen, ihre Nöte verstehen und mit ihnen fühlen.

2. Stillstand im Studium:

Ein vollwertiger Ersatz für dieses Schulwissen ist die Erweiterung des Denkkreises, ist die Einführung in das nationale Denken. Ferner mußte ich feststellen, daß manch „gelehrter Herr“ von manchem „einfachen Arbeiter“ so vieles noch lernen kann.

3. Verpflegung:

Die Verpflegung ist den Kriegsverhältnissen entsprechend ausreichend. Das Mittagessen ist abwechslungsreich und sogar zu Hause verwöhnte Männer müssen ihre Zufriedenheit „im Stillen“ kundtun.

4. Behandlung:

„Wer befehlen will, lerne gehorchen“. Der ganze Dienst im RAD beruht auf einem unbedingten Gehorsam. Die Pflichten der Männer sind so groß, daß sie ein einzelner nicht bewältigen kann, sie werden, ohne sich dessen bewußt zu sein, zur Kameradschaft und damit zur Treue erzogen. Ferner ist so mancher, der durch seinen Beruf in der Arbeit einseitig wurde, im RAD durch die geregelte Ausbildung wieder zum vollwertigen Menschen geworden.

5. Hygiene:

Hygienisch ist das Leben in den Holzhäusern einwandfrei. Auf unbedingte Sauberkeit wird größter Wert gelegt. Man muß, ob man will oder nicht, sauber sein. Das ist eine der schönsten Aufgaben des RAD. Durch das Gewöhnen an Ordnung und Sauberkeit wird man erst zum wahren Mann.

6. Arbeitsleistungen:

Die Arbeitsleistungen des RAD im Kriege sind zu bewundern. Ich dachte immer, durch den Masseneinsatz würden diese ungeheuren Aufgaben vollbracht. Doch nein. Jeder einzelne leistet mehr für die Gemeinschaft, als ich je geglaubt hätte. Das ist das Schöne dabei, daß die Männer auch ohne Lohn ganze Arbeit vollbringen, weil sie wissen, für wen sie arbeiten. So lernte ich erst im RAD den RAD beurteilen. Im Reichsarbeitsdienst finder der Nationalsozialismus die Krönung des Grundsatzes:

„Gemeinnutz geht vor Eigennutz“.

Phantasie und Wirklichkeit.

*(Aus dem Briefe des Arbeitsmannes Peter D.,
der als Schüler und Maler zum RAD kam.)*

Genau 4 Wochen sind verflossen, seit ich Abschied nahm von allen meinen Lieben und von der Heimat, um die erste große Fahrt in ein weites, mir kaum bekanntes Land anzutreten.



*Vereidigung in einer RAD-Abteilung.
Die Schwurmänner an der Fahne.*

Ungewiß lag die Zukunft vor mir. Was wird morgen sein? Wie lange werden wir fahren müssen? Wie sieht unser Lager aus? Wann, ja wann werden wir den Weg in die Heimat wieder antreten dürfen? Tausend Fragen, keine Antwort.

Ich war noch nie ängstlich gewesen, aber das Herz klopfte doch vor Aufregung und Erwartung. Und dann der Gedanke, das gemütliche Heim, das feine Studentenleben zu vertauschen mit einem Lager, mit RAD-Leben!

Alle Freunde, Bekannte für eine lange Zeit zurückzulassen, die lieben Eltern und Geschwister verlassen zu müssen oder gar der Abschied von der kleinen, ach so lieben Freundin, alle diese Gedanken tobten in meinem Innern und legten sich mir schwer aufs Herz.

Das Leben im RAD: was wußte ich schon davon? Nur vom-Hörensagen kannte ich es. Morgens früh aufstehen, herumrennen, hasten und schwitzen, furchtbare, Schimpfworte und eigenartige Titel, Spritzen, Pillen, nichts zum Essen . . . ach, Grauen und Entsetzen. Das war nicht ermutigend. Aber stimmte das auch alles? War da nicht weit übertrieben worden? Die Vielen, welche schon im RAD waren, sahen keineswegs ausgemergelt und schwindsüchtig aus.

„Was die ausgehalten haben, werde ich doch sicher auch schaffen, ich will doch auch ein Kerl werden!“ so schrie mein männliches Empfinden, mein Stolz. Ja, alle Bange wird besiegt durch das Bewußtsein, stark zu sein und männlich zu werden.

Gewiß, wo gehobelt wird, fliegen Späne, und man kommt in den RAD ja nicht bereits als Arbeitsmann. Nein, dazu gehört zuerst das Feilen und Schleifen und vor allem Disziplin, unbedingter Gehorsam. Für festen Mut und frohe Stimmung bürgt die Gemeinschaft; das eben ist das Schöne, das Leben unter Kameraden aus allen Himmelsrichtungen, das Einleben in das Neue und Ungewohnte. Und nun, nach 4 Wochen Ausbildung, fühle ich mich so recht schon als Arbeitsmann; die Zukunft erscheint mir nicht mehr so schwarz und ungewiß.

Die erste Nacht auf dem Strohsack.

(Launige Schilderung des Arbeitmannes Daniel W., vor seiner RAD-Zeit Schüler.)

Ich machte seine Bekanntschaft weit von der Heimat, nach einer langen, bewegten Fahrt. Hundemüde warf ich mich auf ihn, doch er schien eine so raue Behandlung nicht zu billigen und drückte den Buckel heraus, so daß ich hinunterrollte und fast zu Boden fiel. Wütend sprang ich auf (ich war an diesem Tage schlecht aufgelegt, warum? . . . na ja!), zog die Wolldecke herunter, schnürte ihm den Leib los und fing an, diesen mit allen Kräften zu bearbeiten. Obwohl es in seinem Bauch rauschte und er sich in eine Staubwolke einzuhüllen versuchte, blieb ich kalt und machte mich so lange über ihn her, bis er ganz weich geworden war und sich demütig duckte, als ich mich auf ihn legte.

Wie ein Klumpen blieb ich liegen und fiel in einen bleiernen Schlaf. Ich träumte von der Abfahrt. Ich stand am Bahnhof und nahm Abschied von meinem Vater und meiner Freundin. Sehr gemischte Gefühle drängten sich mir auf. Die prickelnde Freude am Abenteuer und mit allen Kameraden zusammen zu sein, stemmte sich gegen das Wenggefühl, alles im Stiche zu lassen, was mir lieb war und was mir das Leben verschönerte. Vor meinem Abteil stand mein besorgter Vater und legte mir immer wieder ans Herz, mich ruhig zu verhalten, nicht aufzufallen und alle Dickköpfigkeit beiseite zu lassen. Ich war ganz erregt und hörte nur mit einem Ohr zu. Der Zug fuhr ab.

Wir verließen unsere Heimat! Ich warf einen letzten Blick auf die in der Weite verschwommene Stadt. Dort hatte ich gelebt, dort war ich zur Schule gegangen und hatte ich als Bube meine ersten Streiche verübt. Dort hatte ich auch meine ersten Liebeleien, und dies alles ließ ich zurück, um in eine Gegend zu fahren, die mir am Ende der Welt schien, und deren Namen wir nicht auf der Weltkarte gefunden hatten.

Dann fuhren wir über die Grenze, und die Heimat lag hinter uns. Ich erwachte. — Wo war ich hier? — Um mich hörte ich lautes Schnarchen. Der Strohsack knisterte, als ich mich im Bett erhob. — Ach ja! — Ich war in Polajewo, 1400 km von der Heimat entfernt!

„Es kommt immer anders, als man denkt.“

*(Betrachtungen des Arbeitmannes Luzian M.,
der als Schüler zum RAD kam.)*

Nun ja, es kommt immer anders, als man denkt. Etwas hatten wir unsere Meinung schon geändert, als wir, müde und hungrig von der langen Reise, am Abend unserer Ankunft sofort ein ordentliches Mahl und eine erfrischende Brause erhielten. Die Verpflegung während der ersten Tage war gut. Und was das heißt, wenn wir Luxemburger sagen: „Die Verpflegung ist gut“, kann nur der beurteilen, der weiß, daß wir bei uns noch bis heute, „wie die Maden im Speck“ gelebt haben.

Aber noch immer standen wir der Sache mit dem Essen skeptisch gegenüber. Soll das so bleiben? Da das Essen aber bis heute noch immer das gleiche ist, beginnen auch die störrischsten Luxemburger zu glauben!

Was den berüchtigten Drill oder Schliff anbelangt, gestehen wir mit Freude, daß alles nur halb so schlimm ist. Besonders unsere Führer verstehen uns. Ja, bei ihnen dürfen wir den Ausspruch wagen:

Das Herz ist's, was den Menschen adelt,
das Wissen und der Reichtum nie!

Da sie uns so prima leiten und uns langsam aus unserer angeborenen Gemütlichkeit in den neuen soldatischen Geist überzuführen verstehen, dafür achten wir sie.

„Zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl und flink wie die Windhunde.“

(Erkenntnisse des Arbeitmannes Paul B., der als Schüler zum RAD kam.)

Und schon graut der Morgen, und das Lagerleben bricht an. Da heißt es natürlich nicht, im Bett sich recken und strecken, sondern raus aus den Betten; da heißt es nicht, bei jedem unwillkommenen Befehl Einspruch erheben, sondern sich fügen; da heißt es nicht, nach einem warmen Federbett schreien, sondern seine ermüdeten Glieder auf dem harten Strohsack ausruhen. Kurzum, ich bin nicht mehr im Privatleben, sondern im Arbeitsdienst. Diesen Begriff richtig zu erfassen, nach ihm zu leben, ist nun unser aller Aufgabe in dem Vierteljahr, die nur durch eine echte Kameradschaft und Zucht und Ordnung erfüllt werden kann. Da gibt es auf der Stube keinen Unterschied zwischen arm und reich, zwischen Schüler und Arbeiter. Nein, wir alle, ob Beamtensohn, ob Handwerker, ob dies oder jenes, wir sind Arbeitsmänner und stehen täglich in Reih und Glied nebeneinander. Diese enge Verbundenheit, ein erstes Gesetz im RAD, hat mich wohl am meisten beeindruckt, und sie wäre für manche hochfahrenden Menschen ein Musterbeispiel.

Daß nun eine straffe Zucht und Ordnung das ganze Lagerleben aufrecht erhalten muß und erhält, ist ja selbstverständlich. Befehle und Anweisungen schrillen von morgens bis abends und erschweren besonders die Anfangszeit. Aber nach und nach sehe ich nun den Wert der zackigen, einheitlichen und militärischen Übungen ein. Ich lerne mich in der Gewalt zu halten, meinen Körper nicht einfach dem Zufall hinzugeben, sondern denselben zu erhärten, zu stählen, zu bewegen. Adolf Hitler sprach einmal das Wort: „Die Jugend soll sein zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl und flink wie die Windhunde!“ Und diese drei Fähigkeiten sind wichtige, ja sogar Hauptfaktoren des RAD. Sie lassen den Jüngling zum Manne heranreifen.

„Ich kann nur bestätigen, daß Deutsche zu Deutschen gehören.“

(Erkenntnisse des Arbeitmannes Leo J., der von Beruf landwirtschaftlicher Gehilfe ist.)

Ich bin als einfacher Landarbeiter vom 15. Lebensjahre an unter fremden Leuten gewesen. Ich wurde von Pflegeeltern aufgezogen und war viel in Deutschland. Viele meiner Kameraden waren im Reichsarbeitsdienst, andere waren schon zurück. Der eine erzählte, es sei schlecht dort, der andere sagte, es sei ganz gut. Auch der Sohn meines Meisters war drei Monate an der Ostsee. Ihm hat es gut gefallen. Am Morgen des 15. Februar erfuhr ich, daß mein Gestellungsbefehl unterwegs war. Zuerst machte ich mir allerhand Gedanken. Man redete mir ein, ich käme nicht mehr zurück, der Krieg nähme kein Ende und ich müßte sehr viel leiden. Zuletzt machte ich mir allerlei Sorgen, und es war mir ganz übel zumute.

Montags bekam ich den Gestellungsbefehl. Freitags morgens um 6 Uhr fuhr ich ab. Im Zug traf ich mit mehreren Kameraden zusammen. Wir fragten uns gegenseitig: „Wer fährt nach Graudenz-Süd?“ Jeder kannte den Namen, aber niemand wußte, in welcher Gegend diese Stadt lag.

Samstag abends gegen 10 Uhr trafen wir in Graudenz ein. Wir wurden zum Lager geführt und eingeteilt. Mit Spannung wartete ich darauf, was die kommenden Tage bringen würden. Meine Meinung vom RAD war, daß wir militärisch ausgebildet würden zum späteren Wehrdienst; das fürchtete ich nicht. Aber vom Exerzieren taten mir im Anfang doch die Knochen weh. Jetzt nach 4 Wochen bin ich daran gewöhnt. Von der SA aus hatte ich schon eine kleine Ahnung davon. Das Gewehr hatte ich auch schon einige Male durchgenommen. Im politischen Geschehen bin ich nicht ganz auf der Höhe. Aber ich wil' mir Mühe geben. — Essen gibt es genug. Trotzdem ist ein Paket von daheim nicht schlecht.

Außer den Luxemburgern liegen noch Thüringer bei uns im Lager. Ich kann nur bestätigen, daß Deutsche zu Deutschen gehören. Und ich habe das Gefühl, daß ich als Deutscher meine Arbeitsdienstpflcht erfüllen muß. Jeder muß den Sieg erringen helfen und dazu beitragen, das Großdeutsche Reich vor dem Einbruch des Bolschewismus zu schützen. Nicht Deutschland allein wäre dabei verlohren, sondern ganz Europa.

„Schon ganz gut für einen Anfänger!“

(Auch der Bettenbau will gelernt sein, erkennt der Arbeitsmann Kamill F., der vor seiner Einberufung als Lehrer tätig war!)

Lieber Freund!

Ich möchte Dein Gesicht sehen, wenn Du diesen Brief „von irgendwo“ von mir erhältst. So erstaunt, wie Deines sein wird, war auch meines, als ich den Einschreibebrief des Reichsarbeitsdienstes in den Händen hielt. Das geschah an einem Donnerstag. An dem darauffolgenden Montag mußte ich schon in dem östlichen Gau meinen Dienst als Arbeitsmann angetreten haben. Stell Dir nun die Wege und Schritte vor, die ich in meinem Hunsrückdorf machen mußte, ob das nun zur Abmeldebehörde oder zu Bekannten war. Es war der unruhigste Tag meines Lebens. Dabei mußten noch schnell alle Dienstbücher in Ordnung gebracht werden, und ich mußte den ganzen Plunder, den ich mit heraufgeschleppt hatte, nach meiner Heimat zurückbefördern. —

Eines Morgens stand ich dann in meiner Kammer mit klopfenden Schläfen. Ja richtig! Es war Sonntag, ich sollte abreisen. — Ja, jetzt wußte ich's wieder ganz genau. Gestern morgen war ich, müde wie nach einem Gewaltmarsch, zu Hause gelandet, und hatte mein „Zeug“ mit Müh und Not zusammengebracht. Und gestern abend hatten wir lange unter der Lampe gegessen, um die letzten paar

Stunden gemeinsam zu verleben, und dann hatte ich, auf Morpheus' Armen schwebend, nur von Spaten und Ordnungsübungen geträumt. Ja davon klopfte mir jetzt das Blut so stürmisch in den Schläfen . . . Ich stieg in den Zug und landete mit zwei Koffern und einem Haufen Kleidungsstücken der Zeugkammer beladen, vor einem winzigen Kasten, hier Spind genannt. Neben diesem stand dann der Bettkasten, der dazu bestimmt sein sollte, meinen daunengewohnten Rücken etwas zu stählen. Vorläufig flogen nun beide Koffer in einem müden Bogen an die Stelle, die mich am Abend aufnehmen sollte. Als ich dann meine Decke mit den vielen Stücken aus der Zeugkammer über diesen beiden zivilen Behältern entleert hatte, bekam ich den lachhaften Eindruck, vor einer Alpenkette zu stehen, wenn ich mir den Spind als Sennerhütte vorstellte. Diesen gewaltigen Hauern sollte ich ganz allein in das Spindchen einräumen?

„Na ja, es kann ja nicht so schwer sein, sonst hätten es die andern wohl auch nicht fertig gebracht!“ so dachte ich mir. Und wie ein Zivilist, der ein Fahrradrennen bestreitet, setzte ich gleich mit äußerster Kraft und vollstem Tempo ein. Kameraden hatten gesagt, es müßte alles gefaltet werden. Das war wohl nicht so genau zu nehmen. Also nur hinein damit . . . Ja, und was nun. Da lagen ja noch die beiden Koffer. Wo sollten denn die Geschenke der Verwandten und der Nachbarschaft verstaubt werden? Fangen wir also von vorne an. „Ein guter Esel stößt sich nur einmal an derselben Stelle!“ sagte ich. Es ging an eine systematische Ausnutzung eines jeden Raumes, eines jeden Eckchens. So nur konnte das zu schaffen sein . . . Es war Nacht geworden, und noch saß ich da, mit Schweißperlen auf der Stirn, wie ein zu Tode gehetzter Hirsch. Warum hatte ich nur in jener Nacht von Spaten und Ordnungsübungen geträumt? Von Spinden und Einräumen hätte ich träumen sollen.

Plötzlich — Schritte. Es kommt jemand. Vor mir steht der Arbeitsmann Müller. „Was machst denn Du hier?“ — „Ich soll zu Euch auf die Stube kommen!“ — „Bist Du schon lange da?“ — „Drei Stunden!“ — „Und da hast Du noch keinen Spind eingeräumt? Dann aber fix!“ Die Schweißperlen auf meiner Stirn vereinigten sich vor Freude zu einem Bach, vor Freude, daß ein mir unbekannter Kamerad so froh und selbstverständlich zu Hilfe kam. Es ging wunderbar. Sogar die Koffer waren leer, und doch sah der Spind aus, als ob er noch ein paar Koffer schlucken könnte. „Mensch, das ist noch gar nichts! Warte nur morgen beim Bettenbau!“ Das war schon wieder etwas, womit ich nicht gerechnet hatte.

Ich lag auf dem Strohsack und gähnte. Wie sollte ich das nur mit dem Bettenbau anfangen? Was würde der Truppführer sagen beim Anblick meines Bettes. — Ich gähnte wieder müde und abgespannt und träumte. Ich baute während der ganzen Nacht Betten.

Als der Führer v. D. kam, sagte er mit blinkenden Zähnen: „Schon ganz gut für einen Anfänger. Muß aber noch besser werden!“

Mit besten Grüßen

Dein Freund Josef.



*Sauberkeit muss sein. Nachdem die Truppstube auf Hochglanz ist,
kommen die Fenster an die Reihe.*

„Wir leben nicht abseits von Geschehen unserer Zeit.“

*(So schildert der Arbeitsmann Ferdinand H.,
Volksschullehrer von Beruf, seine Eindrücke.)*

Wir waren im Dienst und bauten mit Eifer Betten, quälten uns ab mit Stopfen und Kartoffelschälen, mit Spindräumen, mit Fegen, Reiben, Scheuern und Spülen und dachten vielleicht zum ersten Mal anerkennend an Mutters unermüdliche Arbeitshände. Wir lernten ordentlich gehen und stehen, merkten so langsam, wo was fehlte, bekrittelten gegenseitig unser Äußeres. Ja, die Hände steckten nicht mehr in den Hosentaschen und für viele verschwand sogar der unentbehrliche Glimmstengel aus dem Mundwinkel. Wir wachten mit Argusaugen über den Ruf unserer Stube, halfen uns gegenseitig aus, und über Nacht war das da, was uns das Leben im RAD ganz erträglich macht: eine durch die gleiche Arbeit und das gleiche Leben gefestigte Kameradschaft.

Das Essen ist sehr reichlich und gut, zum Leidwesen einiger Meckerer in der Heimat, welche auf Jammerbriefe warteten. Es ist ein gutes Zeichen für unsere Küche, wenn nur nach Hause um Leckerbissen und Zigaretten geschrieben wird, es sieht nicht nach Hunger aus, und das will was bedeuten bei dem in der frischen Luft gesteigerten Appetit. Die Baracken sind fest und wohnlich gebaut, und regelmäßige Untersuchungen durch den Arzt wachen über unsere Gesundheit. Der Dienst ist „zackig“ und nach dem anfänglichen Muskelkater ist er zur Gewohnheit geworden. Unterricht und Arbeit, Leibeserziehung und Ordnungsübungen schaffen den Ausgleich, der den Körper in Form hält.

Mit den Führern haben wir ein sehr gutes Verhältnis, da sie immer Verständnis für unsere Nöte und Freuden aufbringen und uns außerdienstlich als Menschen gegenüber treten. Und wenn wir an unserer Straße bauen, an u n s e r e r Straße, dann sind wir alle voll Stolz auf unser Werk. Wir leisten so unsern kleinen Beitrag zu dem Aufbauwerk im neugewonnenen deutschen Land in der Zeit des größten Schicksalskampfes in Europa, für den in uns im politischen Unterricht das wahre Verständnis geweckt wird. Denn wir leben nicht abseits vom Geschehen unserer Zeit. Wir sollen wissen, wofür wir einst als Soldaten kämpfen müssen. Der RAD wird somit zu einer Erziehungsschule der jungen Generation.

Zwischen den einzelnen Dienstzeiten bleibt immer noch Zeit zu allerlei Kurzweil. Gesang und Unterhaltung, Scherz und Ulk kommen auf ihre Rechnung, und wir werden viel zu erzählen haben, wenn wir einst unseren Baracken Lebewohl sagen. Es war vielleicht eine harte Zeit, aber wir wurden dabei hart und stolz.

Wie falsche Gerüchte entstehen.

(Beobachtungen des Max J., der für gute Leistungen zum Vormann ernannt wurde.)

Vorausschicken muß ich, daß ich selbst Luxemburger bin und aus Erfahrung weiß, mit welcher Einstellung die jungen Menschen aus dem schönen kleinen Land herauf zu uns in den Osten kamen.

Aber dann, wenn sie einige Zeit mit reichsdeutschen Kameraden zusammen gewesen sind, fällt es ihnen bei einem Minimum an gutem Willen und Intelligenz doch auf, daß sie, die Luxemburger, genau so sind wie die Jungen aus Magdeburg oder Dortmund. Äußerlich kommt die Verwandtschaft klar zum Vorschein, denn instinktiv hat auch der Luxemburger sich gegen eine Vermischung mit fremdblütigen Elementen gesträubt.

Nun ein Beispiel, wie Gerüchte über den RAD entstehen: Wenn eines guten Morgens der Bäcker mit seinem Wagen in den grundlosen Wegen in den neuerschlossenen Gebieten des Ostens, die bisher von den Polen „verwaltet“ wurden, stecken bleibt, und es gibt zum Frühstück einmal kein Brot, dann berichtet der nächste Brief nach Luxemburg, daß eine Hungersnot herrsche. Die Folge ist, daß die nächsten einberufenen Männer mit Riesenfrepaketten an der Sammelstelle ankommen. Alle besorgten Mütter mögen sich beruhigen: Bis jetzt hat noch kein Arbeitsmann an Gewicht verloren. Dagegen sind in einzelnen Fällen Zunahmen bis zu 25 Pfund zu verzeichnen gewesen! Vielleicht spricht sich das auch noch einmal in Luxemburg herum.

Unfälle kommen überall vor, und natürlich auch im Reichsarbeitsdienst. Aber es gibt bestimmt keine Gemeinschaft, wo so auf richtiges Arbeiten und das Befolgen der Unfallverhütungsvorschriften geachtet wird. Und auch bei einem Unglücksfall ist bestens für jeden gesorgt. Ein Mann, der die Behauptung aufstellt, er hätte sich im RAD wegen der schlechten Heilfürsorge die Gesundheit draufgemacht, ist bestimmt ein Betrüger.

„Hier im Osten steht dem Arbeitsdienst noch eine umfangreiche Kulturarbeit bevor.“

(Politische Erkenntnisse des Arbeitsmannes Alois R., der vor seiner Arbeitsdienstzeit als Volksschullehrer tätig war.)

Wohl jedem von uns jungen Luxemburgern wird das Herz weh getan haben, als wir am 19. Februar unsere liebe Heimat verließen. Unsere jugendliche Lebensfrische suchte aber dieses im tiefsten Innern verborgene Weh durch freudige Sangeslust zu unterdrücken. Als wir jedoch immer weiter von der engeren Heimat abrückten, wurde es allmählich ruhiger. Man schaute sich die schönen deutschen Land-

schaften an, die am Fenster vorbeiglitten. Dabei kehrten ab und zu die Gedanken wieder an die Lieben daheim zurück. Ein ums andere Mal schweiften sie auch verwegend in den Osten, wo das Ziel der Reise lag. Wie mag es wohl dort aussehen? Werden wir uns dort heimisch fühlen können? Diese und unzählige andere Fragen stürmten auf uns junge Luxemburger ein.

Nachdem wir einige Kilometer in das eine Zeitlang polnisch gewesene Land hineingefahren waren, sahen wir, daß hier kein Vergleich mehr zu ziehen war zwischen unserem Ländchen und dem Osten, zwischen unseren sauberen Wohnungen und diesen Strohhütten, unseren grünen Fluren und diesen endlos scheinenden Sandflächen. Unsere schlechtesten Feldwege daheim sind in einem besseren Zustand als die Landstraßen dieser Gegend. Man konnte stellenweise kaum noch merken, daß hier einmal ältestes deutsches Kulturland gewesen war. Nur in den Städten glaubt man, noch ein letztes Nachwehen deutschen Kulturhauches feststellen zu können. Eigentliche bäuerliche Dorfsiedlungen wie bei uns konnten wir nicht finden. Immer nur einzeln liegende Bauernhöfe. Eins erkannten wir alle: Hier müssen starke Arbeitsfäuste noch kräftig zupacken, um diese Landschaft der heimatlichen in etwa anzugleichen. Hatten wir uns vorher gefragt, warum man uns soweit von der Heimat wegführte, so konnten wir uns jetzt selbst eine vorläufige Antwort darauf geben: Hier im Osten steht dem Arbeitsdienst noch eine umfangreiche Kulturarbeit bevor. Eines der Ziele des RAD, die volkswirtschaftliche Aufgabe, welche die Neulandgewinnung und Urbarmachung weitester Gebiete bezweckt, lernten wir so schon auf unserer Fahrt kennen oder zumindest ahnen.

Unser Lager liegt noch eine gute Weile von der Bahnstation entfernt. Beim Eintreffen — gegen 8 Uhr — merkten wir gleich, daß wir in eine äußerst saubere Unterkunft kamen. Wir richteten uns gleich häuslich ein und verstanden uns recht bald mit unseren Thüringer Kameraden, die bereits einige Tage vorher im Lager eingetroffen waren. Thüringer und Luxemburger werden bunt durcheinander gewürfelt; auf diese Weise soll die Gemeinschaft zwischen den Luxemburgern und den Deutschen des Altreichs gefestigt werden. Auch alle Berufe — Bauern, Arbeiter, Handwerker, Schüler und Lehrer — finden sich hier zusammen und lernen sich gegenseitig kennen und achten.

Die ersten drei Wochen unseres Aufenthaltes im RAD haben ganz besonders uns Luxemburger ein neues Leben kennen gelehrt.

Obschon das Essen verständlicherweise, wie überall, so auch hier sich den Kriegsverhältnissen anpaßt, ist es trotzdem gut und kräftig. Auch über die Behandlung kann niemand sich beklagen. Anfangs waren wir Luxemburger immer etwas benommen vom scharfen, militärischen Ton; nach und nach aber kamen wir zur Einsicht, daß das notwendig ist in einer Gemeinschaft, in der man unter anderem auch zur soldatischen Härte und zur Mannhaftigkeit erzogen werden soll. Dabei ist es von den Führern nie so schlecht gemeint, wie man

das beim ersten Mal annehmen möchte, im Gegenteil. Unsere Führer sind im Dienst streng und genau, lassen aber in allem ihr gutes Herz durchblicken. Sogar in heikelsten Lagen vermögen sie durch eine spritzige Bemerkung die angstgeladene Atmosphäre wieder zu entspannen. Zu unserem Abteilungsführer hat jeder vollstes Vertrauen gefaßt, denn er denkt und fühlt mit seinen Arbeitsmännern und sucht jedermanns Innenleben zu erfassen und zu begreifen, um ihm in allen Lagen mit Rat und Tat beistehen zu können. Vom Abteilungsführer über den Oberfeldmeister, der uns schon in den ersten Tagen in Vertretung des Abteilungsführers seine Fürsorge angedeihen ließ, über den Feldmeister, den Unterfeldmeister und die Obertruppführer bis zu den Vormännern sind alle mit der ganzen Abteilung zu einer einzigen kameradschaftlichen Gemeinschaft verschmolzen. Arbeit wechselt hier mit Ordnungsdienst, Sport und Unterricht ab. Das Ganze bildet durch die Anspannung aller körperlichen Kräfte ein großes Erziehungswerk, denn es ist ja die Hauptaufgabe, die der Führer dem RAD gestellt hat: die deutsche Jugend zur Arbeitsfreude zu erziehen. Der deutsche Arbeitsmann arbeitet nicht aus Liebe zum Lohn, sondern aus Liebe zur Arbeit und zum Volk.

Zur anstrengenden Arbeit gehört aber auch die entspannende Freizeit. Diese können wir uns nach Belieben selber gestalten, in der Mittagspause, nach dem Abendbrot und ganz besonders Sonntags. Wenn es keinen Ausgang gibt, dann geht's im Lager lustig zu. Die einen spielen Karten beim Bier, das man sich in der Kantine beschaffen kann. Andere spielen Schifferklavier und Mundharmonika; wieder andere schreiben Briefe an die Lieben daheim. Kurz, jeder hat sein Pläsierchen. Wir haben auch einen eigenen Spielmannszug, der sich aus Pfeifern und Trommlern zusammensetzt. Auch diesen kann man zuweilen sonntags übungshalber im Lager herumgeistern sehen; wir sagen dann scherzweise: „Die Nerventöter kommen!“ Sonntags mittags eigötzt uns sogar eine eigene Tischmusikkapelle beim Mahle.

Luxemburger und Rheinländer finden sich durch die gemeinsame Aufgabe.

*(Erlebnisbericht des Arbeitsmannes Karl B.,
der von Beruf Buchdruckereileiter ist.)*

Bei der Einteilung wurde so verfahren, daß man uns mit deutschen Kameraden aus dem Rheinland mischte. Auch hier standen wir uns anfangs fremd gegenüber, aber bald erkannten wir, daß die Rheinländer doch tapfere Kerle waren, und so schlossen wir Freundschaft zusammen. Schon in den ersten Tagen unseres Hierseins war die Kameradschaft so groß, daß die mitgebrachten Eßwaren gegenseitig getauscht und zusammen gegessen wurden.

Auf den Stuben herrscht ein kameradschaftlicher Geist zwischen uns Luxemburgern und den Rheinländern, wie man sich ihn nicht besser vorstellen kann. Abends, wenn der Dienst beendet ist, sitzen wir gemeinsam auf unseren Stuben, singen Lieder und erzählen uns

gegenseitig Erlebnisse aus der Heimat. Aber sobald wir auf unserem Strohsack liegen, herrscht Ruhe auf der Stube. Dann geht jeder seinen eigenen Gedanken nach. Die einen denken an den Dienst, den sie heute gemacht haben, andere an die Eltern und Geschwister oder an das schöne Luxemburg, das sie für mehrere Monate verlassen haben.

Besonders hoch geht es beim Essen her, wo jeder ein Wort mitreden will. Wenn auch der dicke Theo aus dem Ösling beim Ordnungsdienst nicht so ganz mitkommt, so ist er doch einer der ersten beim Mittagstisch. Das Essen ist gut und schmeckt jedem. Brot bekommt jeder täglich 750 g und wöchentlich 1000 g Fleisch. Sonntags gibt's beim Frühstück weiße Brötchen, die besondere Freude bei den Männern hervorrufen. Trotzdem Deutschland im vierten Kriegsjahr steht, ist das Essen so reichlich, daß keiner zu hungern braucht. Wir bekommen täglich viermal zu essen.

Das Schönste in dieser Gemeinschaft ist die eiserne Kameradschaft, die alle zusammennält. Wir singen zusammen, wir marschieren zusammen. Hier gilt das Sprichwort: Einer für Alle, Alle für Einen! Es ißt einer, was der andere ißt.

So waren wir nach dem Osten gekommen, was wohl die Wenigsten von uns erwartet hatten. Über den RAD hier im Osten wurde uns im Unterricht, den wir täglich haben, nach und nach folgendes erklärt: Als der Reichsarbeitsdienst Ende 1939 im Wartheland Fuß zu fassen begann, stand er zunächst vor schwierigen Problemen, da es zu erwägen galt, wo die einzelnen Lager aufzuschlagen seien. Die gemeinnützige Arbeit ist die Grundlage der Erziehung und der körperlichen Ertüchtigung des Reichsarbeitsdienstes, daher werden die Lager stets dort errichtet, wo die meisten solcher Arbeiten anfallen. So entstanden die ersten Lager, denen in der Folgezeit rasch andere folgten. Über das ganze Wartheland sind heute die Lager des RAD verstreut.

Unsere Führer schienen auf den ersten Blick, wie man bei uns in der Heimat sagt, „ganze Kerle“ zu sein, und so nahmen wir uns vor, unsere Dienstzeit mit festem Willen und eiserner Disziplin abzu- leisten.

Zum Schluß noch einige Eindrücke über diese Gegend. Was uns Luxemburgern am ersten aufgefallen ist, war die Kälte, die in diesem Land im Winter herrscht und der kalte Ostwind. Ordentliche Straßen sieht man hier überhaupt keine, nur schlecht gangbare Straßen oder besser gesagt, Wege, auf denen nichts wie Sand und Staub liegt. Die Feldwege bei uns in der Heimat sind besser als hier die Landstraßen. Weit und breit, wo man hinsieht, kann man nichts als armselige Dörfer erblicken mit niedrigen, kleinen Häuschen, die vielfach noch mit Stroh gedeckt sind.



Leibeserziehung. Die eine Partei versucht die andere über die Linien zu ziehen.

Gegensätze zwischen Deutschen und Polen.

*(Schilderung des Arbeitmannes Rüdiger Sch.,
der als Schüler zum RAD kam.)*

Nun ist schon eine geraume Zeit vorbei, und wir Arbeitsmänner können uns so ungefähr ein Bild von diesem weiten, unermesslichen Wartheland machen.

Unser Lager liegt an dem einen Ende des Dorfes Polajewo in einer flachen und monotonen Ebene. Was man von diesem Dorfe sehen und erzählen kann, gilt im allgemeinen von all den Bauernansiedlungen in dieser Gegend.

Von dem Bahnhof Güldenau aus erstreckt sich eine schnurgerade, breite Straße nach dem Dorfe hin. Zu beiden Seiten stehen hochgewachsene Bäume, wie Riesen, trotzig und selbstbewußt und lassen sich nicht im geringsten von dem starken, rauhen Wind beeinflussen. Links und rechts zieht sich die weite, eintönige Steppe unendlich dahin, und nur hie und da leuchten die rötlichen Ziegelmauern eines einsamen Bauernhofes aus dem sumpfigen Gelände hervor.

Nach einem 3 km langen Weg erreicht man Polajewo. Die langhingezogene Landstraße verwandelt sich am Dorfeingang in einen holperigen gepflasterten Fahrweg, der sich durch die kleine ehemals polnische „Stadt“ hindurchschlängelt. Von dieser sogenannten Dorfstraße aus verzweigen sich kleine, sandige Wege nach allen Himmelsrichtungen zu den verschiedenen Wohnvierteln hin. Hoch ragen die 2 Türme der deutschen und der polnischen Kirche, über die manneshohen, oft noch mit Stroh gedeckten Häuser hinaus, und nur einige Gebäude, wie Schule, Geschäftshäuser, Polizei- und Postamt dienen zur Verschönerung des Ganzen. Sieht man einen sauberen und netten Bauernhof, so kann man mit Bestimmtheit sagen, daß dieser einem Deutschen gehört.

Vor der polnischen Kirche liegt der Marktplatz. Es darf sich nun aber keiner vorstellen, daß dies ein Marktplatz ist, wie man ihn in unseren größeren Dörfern und Städten antrifft. Eine einfache, unebene Fläche, durch die ein tiefgefurchter, sandiger Weg quer hindurchgeht. Am Ausgang des Dorfes auf einer kleinen Anhöhe steht noch eine alte, verfallene Windmühle, Spuren von der polnischen Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit. Vor 3 Wochen hatten wir den ersten Ausgang und kamen bei dieser Gelegenheit in Berührung mit der Bevölkerung. Es ist klar, daß man einen Menschen nicht nach ein paar Stunden beurteilen kann, aber der Unterschied zwischen Deutschen und Polen ist dennoch deutlich und sofort zu erkennen. Mit feurigen, hinterlistigen Augen steht der Pole hinter dem Gartenzaun, halb versteckt nach der vorbeimarschierenden Kolonne herüberblickend. Seine zerlumpten und schmutzigen Kleider geben dem Ganzen einen abstoßenden Anblick, und mit einer ablehnenden Miene geht jeder Deutsche an diesem Haufen Elend vorüber. Die polnischen Frauen, in ihren weiten, langen Röcken, ein atles, ver-

blaßes Tuch um den Kopf gebunden, lugen entweder hinter einer verschmutzten Gardine hervor oder schleichen, ganz verhüllt in ihre Kleidung, am Rande der Straße entlang, ohne einen Blick zur Seite zu werfen. Während die Größeren bei unserem Vorbeimarsch in einem verborgenen Winkel herumlungern, stehen die Kleinen in armseligen, zerfetzten Kleidern am Wege und weichen scheu den herannahenden Arbeitsmännern aus, indem sie versuchen, in gebrochenem Deutsch einen „Guten Tag“ herüberzulallen.

Demgegenüber unterscheidet man die Deutschen, die im Wartheland schon lange ansässig sind oder vor kurzem hier angesiedelt wurden, sofort von den Polen.

Wenn auch nicht in neuen, so doch in sauberen Kleidern gehen sie freudig und frei an ihre Arbeit heran. Gerade ist ihre Haltung und offen ihr Blick. An ihrem Äußern sieht man schon das Deutsche, das nach einem höheren Ziele strebt. Wenn sie auch auf einem einsamen und abgelegenen Flecken Land um ihr tägliches Brot kämpfen müssen und ihrem Dasein sich nicht viel Abwechslung bietet, so sind sie doch froh und zufriedener und können wieder frei aufatmen, nachdem der deutsche Soldat sie von der polnischen Knechtschaft befreit und heim ins Reich zurückgebracht hat. Die Zukunft ihrer Kinder und Kindeskinde ist damit gesichert. Heute schon kann man das beobachten, wenn diese Kleinen, mit ihrem frischen und gesunden Aussehen, den Schulranzen auf dem Rücken, durch die Schultüre herausstürmen und mit lachenden Gesichtern heim zur Mutter traben. Da hört man keinen halblauten, zwischen den Zähnen hindurch geknurrten „Guten Tag“, sondern ein frisches und kräftiges „Heil Hitler“ Man spürt sogleich, daß diese Kleinen schon wissen, um was es geht. Hier gibt es kein Zagen und Zögern, tapfer und mutig blicken sie in die Zukunft hinein.

So kann man verstehen, daß gerade hier im Warthegau der RAD eingesetzt wird. Denn noch manches ist hier auszubessern und neuzuschaffen. Wir Arbeitsmänner werden den Wartheländern zeigen, daß wir auch wirkliche Arbeitsmänner sind und ihnen zum Ansporn dienen, fest an diesem Flecken Land zu halten und nicht von der teuren Scholle abzulassen. Ist diese Gegend auch nicht besonders schön, so ist sie doch dafür außerordentlich dankbar.

Volksdeutsches Schicksal im Osten.

*(Berichtet von dem Arbeitsmann Peter H., —
Beruf Schlosser.)*

Bei meinem ersten Ausgang lernte ich ein Mädchen kennen. Wir erzählten uns gegenseitig aus unserem Leben. Mit Staunen nahm ich zum ersten Male wahr, daß in Zychlin die meisten Einwohner deutsche Umsiedler sind, aus dem Osten, auch sie gehört zu diesen. Grauensvoll waren ihre Erzählungen von dem, was sie und alle Deutschen da mitmachen mußten. Schon als Kinder in der Schule, auf der Straße und überhaupt überall, wo ein Deutscher sich zeigte,

wurde er verhöhnt und verspottet. All die Leiden, die sie mitmachen mußten, sind gar nicht zu beschreiben.

Da sie nun alles, was sie in Rußland besessen haben, zurücklassen mußten, so stellte der Staat ihnen in ihrer neuen Heimat doch wieder so viel zur Verfügung, daß sie in dieser Hinsicht nicht zu klagen haben. Aus ihren Erzählungen machte ich mir nun meine eigenen Gedanken, und zwar diese. In vielen Ländern Europas ist die Propaganda gegen die Sowjet-Russen nicht richtig aufgenommen worden, sondern man stellte sie vielmehr als Lügenpropaganda dar; allen, die diese Propaganda bezweifeln, wünsche ich, daß sie so etwas Ähnliches miterleben, zum mindesten aber, daß sie mit solchen Leuten, die es miterlebt haben, in Verbindung kommen, um sich den wahren Sachverhalt von ihnen erklären zu lassen.

Oh ja, dann würden sie sicher von der „Lügenpropaganda“ geheilt werden. Denn daß die deutschen Umsiedler aus der Sowjetunion viel mitgemacht haben, ist nicht zu bezweifeln.

Als Helfer beim volksdeutschen Siedler.

(Arbeitsmann Ferdinand E., von Beruf Schlosser, gewinnt Einblick in das Schicksal einer volksdeutschen Siedlerfamilie.)

Nach einer sechswöchigen Dienstzeit wurde ich zu dem Umsiedler Ottenbreit geschickt, um dort zu arbeiten und alles ein wenig wieder instandzusetzen. Als ich zum erstenmal in den Hof kam, machte ich große Augen, als der Bauer mir seinen Viehbestand und seine Maschinen und die ganze Behausung zeigte. Nun sah ich, daß er ganz arm ist. Das Haus ist in sehr schlechtem Zustand, ebenso der Viehbestand. Im Maschinenbestand ist er noch weit zurück und die allermeisten Maschinen — um im Sommer schnell voranzukommen in der Heu- und Erntezeit — fehlen ganz. So muß der Bauer noch alles mit der Hand machen, was viel Zeit in Anspruch nimmt und viel Arbeitskräfte verlangt.

Trotzdem ist Ottenbreit sehr zufrieden mit seinem Hof und er ist sehr froh, daß er wieder ein ruhiges Heim hat. Er kam aus Galizien, hatte dort auch einen schönen Hof, und der Boden war auch besser. Aber trotzdem ist er froh, daß er wieder in seinem deutschen Heimatlande ist. Er hat schon sehr vieles mitgemacht. Im ersten Weltkrieg wurden die Deutschen zweimal von den Russen überfallen, und bei Ausbruch des jetzigen Krieges wurden sie von den Polen überfallen und mußten jede Nacht in die Felder flüchten. Sie waren in ihrem ganzen Leben noch nicht ruhig gewesen und haben furchtbar viel mitgemacht. Ottenbreit ist sehr zufrieden mit mir, und ich arbeite auch fleißig. Bis jetzt haben wir noch immer gedroschen und Kartoffeln durchgelesen und überall geholfen, wo Arbeit ist.

Aufgaben und Erkenntnisse fern der engeren Heimat.

(Wiedergegeben von dem Arbeitsmann Johann W., Schüler.)

Wir sollen zu zwei Arbeitsmännern nach dem Nachbardorf Bayersdorf, um dort ein Bächlein zu studieren und sein Gefälle festzustellen.

Im Wagen fahren wir die 7 km zu unserer Arbeitsstätte. Zwischen aus roten Backsteinen erbauten kleinen Bauernhütten mit tiefherabhängenden, morschen Strohdächern und von faulen Bretterpalisaden umgeben, schlängelt sich der Weg zum Dorf hinaus. Auf dem Marktplatz stehen die Häuser der volksdeutschen Einwohner Polajewos. Der krasse Unterschied der beiden Völker, des deutschen und des polnischen, ist in Bezug auf Wohnverhältnisse besonders hier ersichtlich. Hinter den stattlichen Häusern der Deutschen liegen durcheinandergewürfelt die armseligen Hütten der Polen. So verschieden wie die Wohnungen, sind auch die Charaktere. Laufen die deutschen Kinder, wenn auch vielleicht in armen, so doch saubereren Kleidern unserem Wagen nach und zeigen singend ihre blanken Zähne, so verkriechen sich die Sprößlinge der Polen in die staubigen Winkel der krummen Gäßchen und schauen dem jungen, lustig spielenden Volk mißtrauisch zu. Wo das Dorf oder — wie die Polen sagen — die Stadt aufhören soll, kann man kaum unterscheiden, es sei denn, daß man da die Grenze ziehen wolle, wo das spärliche Pflaster aufhört und die Straße sich in den Sand verläuft. Weithin liegen die Häuschen auf der endlosen Ebene verstreut, hinter wenigen Birken vor dem rauhen Wind Schutz suchend. Überall sieht man die Wahrzeichen der Steppe, die Ziehbrunnen, und auf einer leichten Anhöhe dreht müde eine alte Windmühle ihre Flügel.

Vor uns fährt eine Kutsche. Die Räder graben sich tief in den trockenen Sand ein. Fluchend, mit der Peitsche knallend, treibt der Kutscher seine Pferde in den Straßengraben. Die Räder ächzen, rutschen in die Rinnen, werden ruckartig herausgerissen. Zwei feurige, schlanke Pferdchen ziehen, und der Laudauer holpert weiter. Wir überholen die Kutsche. Sie verschwindet hinter uns in einer dichten Staubwolke. Der Motor brummt, weiter geht es die schnurgerade Straße entlang.

Nach einer Viertelstunde sind wir in Bayersdorf, wo wir von einem deutschen Bauer erwartet werden. Das Stückchen Weg zum Bach gehen wir zu Fuß. Wir machen uns gleich an die Arbeit, aber schon nach einer Stunde kommt der Bauer wieder und lädt uns freundlichst ein, einen Bissen bei ihm einzunehmen. Über diese Einladung bin ich sehr erfreut, einmal weil mir so die Gelegenheit geboten wird, ein hiesiges Gehöft von innen anzusehen, dann aber auch, weil ich einen gehörigen Hunger verspüre.

Unser Gastgeber führt uns durch ein hölzernes Tor über den Hof zum Wohnhaus, ein einstöckiges Haus mit einer niedlichen Laube vor der Tür. Eine große Scheune und Ställe umschließen den breiten

Hof, auf dem Hühner und Gänse gackernd auseinanderschwärmen, als unsere schweren Stiefel auf das Pflaster schlagen. Ein Knecht trinkt fünf um ihn drängende Pferde; ein kleiner Bub schlägt mit der Peitsche auf ein Paar langsam einen Mistkarren ziehende Ochsen. Durch die Haustüre gelangen wir gleich in das Wohnzimmer. Eine warme Luft strömt uns vom Kachelofen entgegen, und leise summt der mit Elementen gespeiste Rundfunk. Wir werden gebeten, solange Platz zu nehmen, bis die Hausfrau das Essen aufgetischt hat. Ich lasse mich auf der Bank am Ofen nieder und schmelze in der vielvermißten wohlthuenden Wärme.

Nach kurzem Warten werden wir von der Hausfrau begrüßt und zu Tisch gebeten. Ein Wandschrank, ein langer ovaler Tisch und viele Stühle bilden die Einrichtung des Eßzimmers. Eine Magd trägt Gemüse- und Kartoffelsuppe, dann Eier mit schwarzem Brot auf.

Auf meinen Wunsch fängt der Bauer an von seinem Leben zu erzählen. Bis 1914 lebte er in Rußland auf einem fürstlichen Gut 600 km hinter Moskau. Mehr als 2500 Menschen beschäftigte dieser Großgrundbesitzer, und unter diesen war unser Bauer als Vogt tätig. Die Hausfrau veranschaulichte ihres Gatten Bericht mit alten verblaßten Fotoaufnahmen... Große Muschiks mit Vollbärten, in ihren hellen Blusen und kleinen Schirmmützen in langen Reihen stehend und die Sensen im Takte ihres Gesanges schwingend; die Vögte hoch zu Roß hinter ihnen, sie zur schnelleren Arbeit antreibend, oder der Fürst, den glitzernden krummen Dolch im Koppel, von seiner schwerbewaffneten Leibgarde umgeben, auf seinem stolzen Schimmel reitend, seine Untertanen kontrollierend, oder Pfluggespanne mit 6 Paar Ochsen, und so weiter fort.

1914 wanderte der Bauer nach Lettland, seiner Heimat, zurück und erlebte dort den ersten Weltkrieg und die Revolution. 1939, nach der Niederwerfung Polens, wanderte er dann mit den meisten Volksdeutschen aus und wurde als Verwalter auf diesen, früher einem polnischen Großgrundbesitzer gehörenden Hof gesetzt. Das Gut ist ungefähr 200 Hektar groß und beansprucht 15 Pferde und 2 Paar Ochsen als Zugtiere und die Arbeit von 21 Tagelöhnern und -löhnerinnen.

Nach dem Essen machen wir uns wieder an die Arbeit, die wir, wie vorhergesehen, um 1/27 Uhr beendet haben. An dem verabredeten Ort erwarten wir den Wagen. Polnische Knechte kommen, mit Kartoffeln schwer beladene Karren führend, vom Felde zurück; schmutzige Mägde mit dicken schwarzen Wollstrümpfen und zu kurzen oder zu langen zerrissenen Röcken, mit umgeschlagenen Decken, den Mistkarren schiebend, kommen die Straße herauf.

Langsam beginnt es zu dunkeln, flackernde Lichter werfen ihren matten Schein durch die kleinen Fenster und weithin strahlen die Scheinwerfer unseres Wagens.

Bald sind wir wieder in unserem Lager. Wir erstatten dem Abteilungsführer Bericht, die uns gestellte Aufgabe haben wir gelöst.



Arbeitsmänner aus Luxemburg betrachten auf der Deutschland-Karte in einer RAD-Abteilung im Gau Wartheland ihre Heimat und den Standort ihres Arbeitsgauen. Bei den Männern aus dem Westen wird durch den Einsatz im Osten das Verständnis für die großen Aufgaben im Ostraum des Reiches gefestigt.

„Bei uns wird nicht nach Stand und Herkommen unterschieden!“

(Hier berichtet Oberfeldmeister M., Zugführer in einer mit Luxemburger Arbeitsmännern belegten Abteilung im Reichsgau Danzig-Westpreußen, seine Eindrücke.)

Das Vertrauen eines Menschen erwirbt man nicht dadurch, daß man ihn zwingt, sich vom eigenen Fühlen und Denken unvermittelt und sprunghaft umzustellen, sondern nur durch verständnisvolles Einfühlen in seine Lage und Mentalität.

In diesem Sinne gingen wir an die Arbeit, und unsere Mühe wurde belohnt. Schon nach wenigen Tagen verschwand die ängstliche und scheue Zurückhaltung und machte einer größeren Aufgeschlossenheit und Bereitschaft, mitzuarbeiten, Platz.

Das bei Vielen auftretende und zu verstehende Heimweh — waren doch die meisten in ihrem Leben nicht über die engen Grenzen Luxemburgs hinausgekommen — ließen wir gar nicht erst groß werden, indem wir ihnen überall, wo wir nur konnten, halfen, sich in ihre neue „Familie“, die Gemeinschaft und Kameradschaft des Trupps, einzuleben. Dadurch, daß wie immer im RAD das Essen gut war, nahmen wir den Männern einen weiteren, wenn auch nur materiellen Anlaß, sich allzu sehr nach den „heimischen Fleischtöpfen“ zurückzusehnen. Es war für uns Führer eine große Freude und ein Ansporn für weitere Bemühungen, in die Heimat gehende Karten zu Gesicht zu bekommen, auf denen u. a. zu lesen stand: „Wir sind hier zu 75 Luxemburgern und 110 Thüringern, alles Kerle vom Jahrgang 25 und wir von 20. Es sind aber alles anständige Kerle. Wir verstehen uns gut. Wir machen jeden Tag schon Übungen. Ich glaube, die Sache ist nur halb so schlimm, wie immer gesagt wird. Kost ist gut gegenüber dem, was immer bei uns geplaudert wird. Drill halb so schlimm.“

Meine größte Freude ist es jedoch, die Leute bei der Arbeit auf der Baustelle zu beobachten. Sie sind fleißig und einsatzbereit. Man merkt es ihnen an, daß sie sich, ob sie wollen oder nicht, des tiefen Eindrucks unserer Idee, eine Arbeit nicht zum eigenen Profit, sondern zum Nutzen der Allgemeinheit zu tun, nicht erwehren können. Das, was ihnen am meisten imponiert, ist die Tatsache, daß im RAD nicht nach Stand oder Herkommen unterschieden wird, sondern daß hier Arm und Reich, Hoch und Niedrig nebeneinanderstehen und mit der Schaufel in der Hand gemeinsam schaffen müssen und daß jeder nur danach beurteilt wird, was er leistet oder gewillt ist, zu leisten.

Ich habe gerade am Beispiel der Luxemburger feststellen können, daß die Idee des Arbeitsdienstes am wirkungsvollsten für sich selbst spricht. Wenn wir im Anfang von der Erziehung zur Gemeinschaft durch gemeinsame Arbeit und durch das Zusammenleben von bis dahin fremden Menschen aus den verschiedensten Ständen, Berufen und Gauen sprachen, so schien das den meisten ein Schlagwort zu

sein. Dagegen ist heute schon die Gemeinschaft oder besser gesagt die Kameradschaft ein beglückendes und nachhaltiges Erlebnis für die meisten. Am überzeugendsten kommt das immer zum Ausdruck in den leuchtenden Augen. Die Begeisterung beim Singen ist immer der beredteste Ausdruck jeglichen Gemeinschaftslebens und Empfindens; und ich muß schon sagen, daß überall da, wo in oder außer Dienst gesungen oder musiziert wird, die Luxemburger ganz bei der Sache sind.

Es war mir eine Freude, einige besonders zuverlässige und dienstlich hervorragende Männer aus ihren Reihen im Laufe der Zeit als Stubenälteste einsetzen zu können. Daß aber nicht nur das kameradschaftliche Verhältnis untereinander, sondern auch ein kameradschaftliches Vertrauensverhältnis zu den Führern besteht, beweist die Tatsache, daß wir Führer häufig abends nach Dienstschluß luxemburgische Arbeitsmänner auf unseren Zimmern sitzen haben, die mit persönlichen, häufig auch familiären Sorgen und Nöten zu uns kommen, um sich Rat und Hilfe zu holen.

Jeder einzelne aber, ob er nun bereitwilligst und überzeugt mitgemacht hat oder nicht, wird einst am Ende seiner Dienstzeit nicht leugnen können, daß er irgendeinen bleibenden inneren Gewinn mit hinausnimmt ins Leben. Sei es nun, daß er gesünder, kräftiger und lebensbejahender geworden ist, sei es, daß er härter und selbstsicherer in den Lebenskampf hinausgeht oder aber, daß er einen guten Kameraden oder Freund fürs ganze Leben dort gefunden hat. Sie haben uns unsere Arbeit nicht leicht gemacht in ihrer kritischen, abwägenden und wenig zugänglichen Art, aber trotzdem oder gerade weil wir um das Vertrauen und die Mitarbeit eines jeden von ihnen mehr ringen mußten, wie wir es sonst gewohnt waren, werden wir sie irgendwie vermissen und ungern scheiden sehen, denn sie nehmen ein Stück unseres eigenen Ich, das wir in sie hineinlegten, mit, unsere luxemburgischen Arbeitsmänner.

„Der Dienst als Arbeitsmann ist allen zur Selbstverständlichkeit geworden.“

(Hier schildert der Oberfeldmeister R. seine Erfahrungen mit den Männern aus Luxemburg.)

Seit Kriegsbeginn hatten die Führer in bunter Reihenfolge Hamburger, Pommern, Niedersachsen, Rheinländer, Ostmärker, Schlesier, Thüringer, Sachsen, Westpreußen, Ostpreußen und Volksdeutsche aus den ehemals polnischen Gebieten, auch Rücksiedler aus Bessarabien, zu Arbeitsmännern erzogen und ausgebildet. Immer wieder war es erforderlich, sich schnellstens auf das Temperament der Männer einzustellen, um in der verkürzten Dienstzeit die geforderten Ziele zu erreichen. So konnte die Ankündigung der Einstellung luxemburgischen Ersatzes niemand aus der Ruhe bringen oder zu besonderen Vorbereitungen veranlassen. Man war sich darüber einig, daß in allen Männern ja nur das deutsche Wesen angesprochen werden mußte, das sicher trotz einer langen Trennung vom Reich

und einer vorübergehenden, staatlichen Eigenentwicklung nicht verschwunden sein konnte.

Als Ergebnis kann gesagt werden: Der Dienst als Arbeitsmann ist allen zur Selbstverständlichkeit geworden, so wie es in wenigen Monaten der Einsatz als deutscher Soldat sein wird. Wenn nun nach vierwöchiger Ausbildung die Abteilung geschlossen mit Spaten, unsere alten RAD-Lieder singend, durch Graudenz zur Baustelle marschiert, kann niemand die Thüringer von den Luxemburger Kameraden unterscheiden.

Stolz auf die eigene Heimat, deren beste Geschlechter dem deutschen Volke einst Kaiser gaben, haben sie erkannt, daß sie nach langem, wechselvollem Grenzschicksal nun wieder ganz zur deutschen Bluts- und Schicksalsgemeinschaft gehören. In diesem Sinne schrieb ein Landarbeiter aus Luxemburg in einem Erlebnisbericht kurz und bündig, daß es für ihn nur ganz selbstverständlich sei, daß Deutsche zu Deutschen gehören.

„Gemeinsames Blut ist die Voraussetzung zu gemeinsamem Leben und gemeinsamem Schaffen.“

(Brief des Oberstfeldmeisters v. B., der als Abteilungsführer im Wartheland eingesetzt ist.)

Lieber Freund!

Du schilderst in Deinem letzten Brief so fröhlich und interessant den Einsatz Deiner Abteilung in Frankreich. Beinahe wurde ich doch etwas neidisch, als RAD-Heimatkrieger! Eigentlich haben aber Deine Zeilen eine im wesentlichen ganz andere Wirkung auf mich ausgeübt: Aus dem Gegensatz zu Deiner jetzigen Arbeit trat die meinige mir besonders hell und leuchtend vor das Bewußtsein.

Eure Freude dort stammt von den wechselnden, oft so bunten Eindrücken des Tages, vom Teilnehmen an der unmittelbaren Arbeit für die kämpfende oder wachhaltende Truppe. Meine Freude wächst aus stilleren Gründen. Sie senkt ihre Wurzeln in jenen unauffälligeren Bereich der Pflichterfüllung, der uns alten Anhängern des Führers aus der Zeit vor der Machtergreifung Inhalt des Lebens wurde.

Ja, oft werde ich an jene Jahre des Werbens für Führer und Reich erinnert, wenn ich heute vor meinen Arbeitsmännern stehe! Denn wie einst in den Versammlungen der Partei gilt es, das Saatkorn deutschen nationalsozialistischen Denkens und Begreifens in die Herzen der Zuhörer zu senken. Freilich, es sind ja alles „Arbeitsmänner“, meine Jungs, aber die Hälfte von ihnen empfindet so wenig deutsch im eigentlichen Sinne, wie es einst die demokratisch-pazifistisch-marxistischen Volksgenossen taten. Es sind dies nämlich Luxemburger, die unter meiner Führung das neue Reich, die tragenden Gedanken seiner Weltanschauung und darüber hinaus

hier im Wartheland den neuen Osten als unausweichliche Schicksalsaufgabe der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kennenlernen sollen.

Wenn ich außerhalb des Arbeitsdienstes von meinen Luxemburgern zu erzählen beginne, so tritt mir meist schnell die Frage entgegen: „Sie haben wohl große Schwierigkeiten?“ Dann bin ich immer froh, sagen zu können: „Nein — garnicht“. Froh deshalb, weil gerade die Führung und Haltung dieser Männer schlagend die Richtigkeit beweist von der Lehre des Führers, daß gemeinsames Blut die Voraussetzung zum gemeinsamem Leben und fruchbringendem Schaffen sei. Noch sind die Männer kaum vier Wochen hier, noch überwinden sie die Anfangsschwierigkeiten der Rekrutenzeit nicht ganz. Noch kämpfen sie mit sich selbst und mit jenen inneren Hemmungen, die naturnotwendig aus ihrer so gänzlich anderen kleinstaatlich — egoistisch — pazifistischen Erziehung erwachsen müssen. Aber, daß sie überhaupt mit sich „kämpfen“, sich innerlich und auch in Unterredungen mit uns auseinandersetzen, nach Klarheit und Einklang streben, beweist ja gerade die Zugehörigkeit zu unserem deutschen Volk! Wenn sie stumpf, fremd, gleichgültig wären! Aber nein! Unsere Arbeit, unsere Gedanken, unser heißes Bemühen um ihre Ausbildung — sie klingen an und leise beginnt hier und da die innere Glocke bei ihnen mitzuschwingen, die Glocke aus dem gleichen Guß der rassischen Substanz. Es ist oft so, und erfüllt mich immer mit einer gewissen Rührung, wenn ich sehe und erfahre, wie oft mit Schmerzen — die Patina einer in unserem Sinne verfehlten Erziehung und Schwächung abgestoßen wird. Darunter aber beginnt dann das Edelmetall des uralten, männlich-soldatischen Geistes, des Geistes der Selbstüberwindung und Gemeinschaftsbejahung aufzublitzen, das ein stolzes Gut ist aller Deutschen; nicht zuletzt der kriegerischen Menschen der Westgrenze.

Du mußt Dich einmal erinnern: Die innere Entwicklung und Entfaltung, die Reinigung von Schlacken jahrhundertalter volkschädigender Irrtümer, das Öffnen unserer gegenüber den Forderungen des deutschen Daseins blind gewordenen Augen — sie geschahen einst an uns und in uns im Verlauf jener vielen Jahre, die wir unter den Fahnen des Führers und in seinem Namen marschieren. Es wäre also unbillig, von den Luxemburgern die Zurücklegung des gleichen Weges in Wochen zu verlangen. Dazu sind sie zu deutsch, das heißt zu stolz und zu hart. Wir können und werden ihnen aber in dem Vierteljahr ihres Dienstes im Zeichen des Spatens die unerbittlich klare Linie dieses Weges zeigen.

Mögen nach uns dann andere die Kraft und Güte besitzen, die es braucht, um zu vollenden, was wir begannen, um sie weiter zu führen ins Reich und zum Führer aller Deutschen.

Ich schließe in alter Verbundenheit mit

Heil Hitler!

Dein H.

III.

Hellas 1943!

Die folgenden Berichte stammen aus Abteilungen, die zunächst in Pommern ihre Grundausbildung erhielten und dann zu einem Einsatz nach Griechenland kamen, um dort an den Befestigungsanlagen zum Schutz des europäischen Kontinents mitzuarbeiten.

Arbeitsmänner aus Luxemburg marschieren an der Ägäis.

Hier schildert der RAD-Kriegsberichtler D. seine Eindrücke von diesem Einsatz.

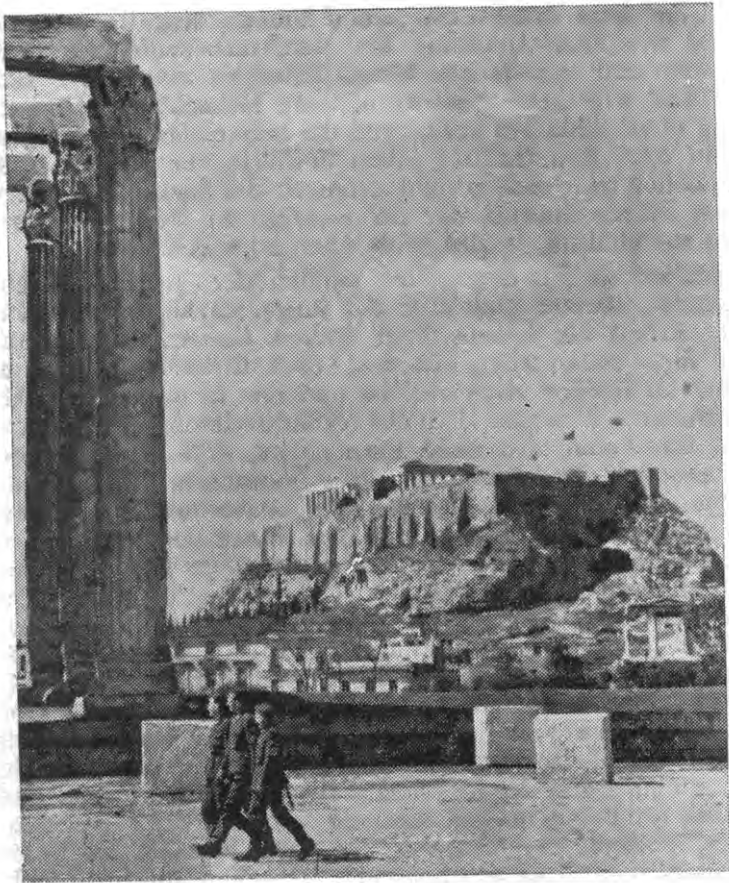
Dort, wo der makedonische Bergwind die dunkelgrünen Wellen der Ägäis an den Strand peitscht, — wo das braune, jetzt noch nüchterne Land bald sein frühlinggrünes Gewand mit rosigen Mandelblüten anlegt, — wo zierliche Esel mit riesigen Lasten über die Olivenhänge trippeln, da stehen schon lange deutsche Soldaten und Matrosen an ihren Geschützen auf Wache für ihre Heimat und — für Europa. Meist alleine und auf einsamem Posten.

Doch in diesem Frühjahr haben sich neue, jüngere Kameraden hier eingefunden. Sie wollen an der Seite der feldgrauen Männer ihre Arbeit tun. Für sie, die Jungen, die in diesem Landstrich Körper und Seele für den härteren Einsatz stählen wollen, ist alles bei ihrer Ankunft noch neu und kurzweilig gewesen, weil sie übervoll von Erwartungen diese Erde betraten, von der sie schon so vieles gehört hatten.

Nun, dieses Griechenland an der thermäischen Bucht war in manchem nicht so, wie ihre jugendlichen Gedanken es sich ausgemalt hatten. Man sah viel Armut und Unreinlichkeit, viel lärmenden Handel und wenig Menschen, die schön, das heißt „griechisch schön“ waren. Aber bald fanden die Arbeitsmänner, daß ja in Saloniki und seiner Umgebung jahrhundertlang am wenigsten Griechen lebten und wirkten, — daß viel mehr Türken, Bulgaren und andere Völker blutige Schlachten in diesem Raume miteinander ausgetragen hatten und daß schließlich zu Abertausenden die Scharen Ahasvers mit ihrem Gemauschle über die blühende Hafenstadt herfielen, um ihr das heutige „Gepräge“ zu geben.

In den Tagen, wo diese Zeilen geschrieben wurden, erlebte das Lied „Es leuchten die Sterne . . .“ bei uns seine ironische Wiedergeburt; denn unter 56 000 Sternengeschmückten muß im Verhältnis zur Einwohnerzahl jeder Unbesterte plötzlich auffallen.

Diesem lauten Handel und Wandel gegenüber — aber auch im Vergleich zu der meist ärmlichen, doch gastfreien Landbevölkerung —



*Arbeitsmänner besichtigen Zeustempel und Akropolis
in Athen.*

wirkt das disziplinierte, kraftvolle und frische Wesen der deutschen Arbeitsmänner wie eine andere Welt. Wer noch immer nicht den Unterschied zwischen dem Judentum als Einpeitscher des Bolschewismus und dem Gesicht des neuen Europa begreift, der möge nur zusehen, wie eine Abteilung des Reichsarbeitsdienstes durch die feilschende und salbadernde Menge Salonikis marschiert. Der möge Zeuge sein, wie diese rassenvermischte Menschheit den Mund vor Staunen nicht schließen kann, weil die marschierenden jungen Deutschen in Herz und Haltung etwas besitzen, vor dem sie scheu die Kappe ziehen oder sich in Acht nehmen: Die Zucht einer aufrechten, politisch klaren Jugend, der ihr Führer, ihr Volk und ihre freie, angesehene Stellung in der Welt über alles gehen.

Hart prallen so die Gegensätze aufeinander, jeden Deutschen bis zum Letzten überzeugend: Hier der junge, starke Geist der Zukunft, der die Arbeit als Lebensinhalt frohen Herzens bejaht und sich freudig ihrer männlichen, für das Leben formenden Härte hingibt. Dort der im Großen schwächliche und nur in egoistischen Gewinnsten rechnende Verstand, dem das stählerne Rückgrat der Ehre fehlt. Diesen Arbeitsmännern sieht man es an, daß sie Deutsche sind. Nicht aber ob Brandenburger oder Pommern, Rheinländer oder Niedersachsen, Schlesier, Elsässer oder Luxemburger; denn auch die Kameraden aus dem Westen, die neu hinzustießen, haben sich in kurzer Zeit in die erdbräunten Abteilungen eingereiht und tun genau wie die anderen aus dem Altreich straff und eifrig ihre Pflicht. Sie wollen nicht, daß darüber viel geredet wird, weil sie wissen, daß ihr Dienst etwas Selbstverständliches ist. Selbstverständlich, weil von granitener Notwendigkeit. Sie wissen, daß die im Blutrausch anrasenden Massen des Ostens — würde es nicht vom Opfermut deutscher Armeen verhindert — einmal in das Herz Europas eingedrungen, nicht mehr danach fragen würden, ob sie schlesische oder luxemburgische Männer niedermachen, sondern, daß dann der Untergang all dessen da ist, was seit Jahrtausenden von den europäischen Völkern als heiligstes Kulturgut verehrt wird. Sie verstehen nicht mehr jene westlerischen Menschen, die in ihrer blinden Englandfreundlichkeit dem roten Mord den Weg bereiten, weil sie durch diesen lebendigen Anschauungsunterricht noch stolzer darauf geworden sind, Deutsche zu sein und zu heißen.

An manchen Tagen steigt der Olymp aus den Wolken empor, ein ehrwürdiger Kündler jener mythischen Epoche edelsten europäischen Menschentums. Heute ein Mahner zu europäischer Wiederbesinnung, zu Einheit und neuer Größe. Jedesmal hat er eine andere glänzende Rüstung angezogen, wenn er den erstaunten Augen der Arbeitsmänner begegnet, die hier ihre Flandernzäune ziehen, ihre Stellungen ausheben oder beim Marsch in die Unterkünfte, wo sie immer ein kräftiges Mahl erwartet, ihre hellen Lieder erklingen lassen.

Sie sind nicht schmaler geworden, unsere Luxemburger, seitdem sie von Mutter weggegangen sind. Im Gegenteil, wenn man irgendwo ihr singendes Platt vernimmt, und dann in ihre Gesichter schaut, sieht man rote Backen, gesund blinkende Augen und eine feste Statur.

Gewiß, ihre Heimat liegt weit. Aber sie ist unvergessen; denn gerade für sie, die geliebte Heimat, stehen ja diese Männer im Einsatz, für ihre Familien und für das Leben ihres und des deutschen Volkes. Dafür wollen sie, wenn der Tag herankommt, statt des Spatens die Waffe ergreifen und dem Ruf des Führers folgen. Treu und entschlossen. Sowie sie es als Geburtstagsgruß an den Reichsarbeitsführer über den Sender Belgrad sangen! „... für den Sieg und Großdeutschland — Arbeitsmann voran!“

Wo liegt Neujugelow?

*(Gedanken des Arbeitmannes G. T. — von
Beruf Automechaniker — über die Tage seiner
Einstellung.)*

Eben hat der Briefträger das Postgebäude verlassen, und jetzt hat die Spannung der vor der Türe wartenden angehenden Arbeitsmänner ihren Höhepunkt erreicht. Ein jeder ist gespannt auf seinen zugewiesenen Lagerort und auf den Tag der Abfahrt. Bestimmungsort: Neujugelow. Herrgott, in welcher Gegend soll denn diese, auf fast keiner Karte angegebene Stadt, oder wie sich später herausstellte, dieses Dorf mit dem eigenartigen Namen liegen?

Nach 2 Tagen Bahnfahrt und 1½ Stunde Fußmarsch sind wir im Lager in Pommern angelangt. Von einem Dorf jedoch ist nichts zu sehen.

Hier sind, wie wir feststellen, schon Arbeitsdienstkameraden versammelt und nach einer kleinen Begrüßung rücken wir in den Tagesraum ein. Weißgedeckte Tische, der mit Blumen und Bildern geschmückte Raum und ein würziger Geruch lassen uns erkennen, daß hier gegessen werden sollen. Jeder nimmt seinen Platz ein, und bald darauf sitzt ein jeder bei seinem gefüllten Teller. Ja, wenn wir weiterhin ein solch gutes Essen kriegen, so ist ja schon eine Frage geklärt. In dieser Hinsicht wurde auch keiner enttäuscht. Das Essen im Lager war ausgezeichnet und für die meisten auch ausreichend. Trotzdem waren die von Hause kommenden Päckchen nicht unwillkommen.

Am Nachmittag kam nun die Einkleidung und nach dieser sah das Bild ganz anders aus, Pommern und Luxemburger waren nicht mehr zu unterscheiden.

Nachdem die einzelnen Trupps eingestellt waren und jeder im Waschraum ein anständiges Bad genommen hatte, konnten wir uns häuslich, das heißt soldatisch, einrichten. Die Spinde wurden gefüllt, die Betten gebaut und dann begann das neue Leben. Zu Anfang traten Schwierigkeiten auf, sie wurden aber im Laufe der Zeit überwältigt, und so verging die Zeit ziemlich schnell. Auf dem Dienstplan waren Ordnungsübungen, Spind- und Stubenappelle, Arbeitstechnik und praktische Arbeiten vorgesehen.

Einkleidung.

(Arbeitsmann Paul M., cand. phil.)

Das erste lustige Intermezzo war das Einkleiden, jedenfalls für den Zeugmeister. In schneller Folge flogen Zeltplane, Wäsche, Tuchröcke und Hosen, Mützen, Bürsten und das übrige unentbehrliche Zeug durch die Gegend, und alles paßte. Und meistens paßte es auch. Bloß beim Stiefel- und Schuhverpassen kamen die ersten Schwierigkeiten vor. Glücklicherweise waren die Männer mit Füßen mittlerer Größe, sie fanden, was ihnen paßte. Aber verheerend war es, wenn man große Füße hatte. Da wurde probiert und probiert bis man freudig die „passenden“ Treter schwenkte.

„Bald war mein Heimweh vorbei...“

(Eindrücke der ersten Tage aus der Abteilung Pommern, von Arbeitsmann Nikolaus P., Geschäftsgehilfe.)

Bald war mein Heimweh verschwunden und ich fühlte mich wohl unter meinen Kameraden auf der Truppstube. Ich wußte: hatte ich mein Bett glattgestrichen, mein Päckchen des Abends schön gebaut, meine Schuhe geputzt, war alles in Ordnung. Nach einigen Wochen wurde ich als Postordonnanz bestimmt. Jeden Morgen gondelte ich auf meinem Fahrrad Post holen für das Lager. War das ein Fragen, wenn ich wieder einlief: „Sag du, hab ich Post?“ „Sind viele Briefe dabei?“ „Hab ich auch Post dabei?“ — Nebenbei war ich auch Verkäufer in der Kantine. Hier gab es allerlei zu kaufen: Schuhcreme, Zahnpasta, Zahnbürsten, Feuerzeuge, Rasierklingen, Postkarten, Spielkarten, Tabak, Zigaretten, Getränke usw., natürlich jetzt im Kriege alles beschränkt. Mein Leben war herrlich. Nach 6 Wochen bekamen wir unseren ersten Ausgang. Aber das war nicht so einfach. Man mußte den Ausgangsappell mitmachen. Die Tuchgarnitur mußte schön gebürstet sein, die Schuhe geputzt, Kamm und Taschentuch sauber sein. Hatten wir den Appell glücklich überstanden, hurra, ging es hinaus in Gottes freie Natur. Das war mein Leben im Heimatlager.

Auf Wache in Pommern.

(Paul M., cand. phil.)

Unser Lager lag versteckt zwischen dunkelgrünen Kiefern; von fern rauschte die Ostsee ihr ewiges Lied. Des Nachts, wenn man Wache stand, zuckte stetig der flimmernde Strahl eines fernen Leuchtturmes auf, geheimnisvoll rauschte der Wald, und mattsilbrig überflutete das Mondlicht das schlafende Lager.

Neuer Lebensabschnitt.

(Gedenken der pommerschen Abteilungen des Arbeitmannes D., vormalis Student.)

Wie lange ist es schon her, daß ich an jenem kalten Novembertag den mit Spannung und doch mit einer gewissen Angst erwarteten Stellungsbefehl erhielt! Wie lebhaft bleiben jene Tage in meinem Gedächtnis haften! Es war mir damals eigentlich nicht mehr so recht zu Mute. Mit einer plötzlichen Gewißheit durchschob mich damals der Gedanke, der übrigens bis jetzt noch in mir ist, daß mit diesem Geschehnis die erste Etappe, der erste Akt meines Lebens sein Ende gefunden hatte. Bis zu diesem Augenblick war ich der sorglose Junge, der unter der Obhut seiner Eltern von jedem allzu heftigen Schicksalsschlag behütet worden war, der sich keine allzu große Gedanken über das Geschehende und über seine Umgebung machte. Und nun wurde er in die Wirrnisse der Welt hineingerissen, um ein allerkleinstes Stück eines Machtfaktors zu werden, der die Welt von Grund auf erneuern sollte.

Unsere RAD-Führer.

(Vom Arbeitmann Gustav B., von Beruf Maschinenschlosser.)

Der Abteilungsführer hielt eine kleine ermunternde Begrüßungsansprache, welche unsere innere Bedrücktheit auslöschte. Wir wurden alle als Kameraden betrachtet und nicht wie wir glaubten als Ausländer, und aus diesem Grunde war der Oberstfeldmeister mir gleich sehr sympathisch. Beim ersten Ordnungsdienst zeigten die Führer uns gegenüber wider all Erwarten viel Entgegenkommen und als der Dienst allmählich strenger wurde, da merkten wir das kaum. Nach dem Dienst kam mancher Führer auf unsere Stube und wir konnten uns offen mit ihm unterhalten, er war dann nicht Führer, sondern Kamerad unter Kameraden.

Auf Fahrt nach Griechenland.

(Bericht des Arbeitmannes Paul W., Beruf Rechtspflegeanwärter.)

Es sieht genau so aus wie bei einem Truppentransport. Im Grunde genommen ist es ja so: Wir fahren zum Einsatz, um dort im Rahmen der Wehrmacht eine Aufgabe zu erfüllen.

10 Tage schon sind wir unterwegs. Es ging von Pommern aus durch manche Länder und Völkerstämme. Wir sahen die schwarzbraune mit Tannen bewachsene Erde Posens, die langgezogenen Hügelketten Oberschlesiens und Böhmen-Mährens, an die sich hübsche Dörfer und niedliche Städte anschmiegen... Dann ist die Parole plötzlich: Grenze! Und hinein ging es in die Slowakei. Wir betrachten von

unsern Plätzen aus die bunten Trachten der slowakischen Frauen, welche uns an die römischen Matronen erinnern. Weiter fuhr der Zug durch die ungarische Tiefebene, die sogenannte Pußta, welche im Dezember noch ganz herbstlich dalag mit ihren weiten Grundbesitztümern. Das Land wurde gebirgiger. Wir sahen die ungarischen Rebenhänge. Dann passierten wir Kroatien, weiter fuhren wir durch die ärmliche Gegend, welche sich am Wardar entlangzieht, in Serbien hinein.

Belgrad zog bei Nacht im hellen Lichterschein an uns vorüber. Schön sah die Stadt aus mit ihrem bewegten Leben. Die Scheinwerfer der Autos tasteten die glatten Straßen ab und warfen ihren Schein auf die Sendetürme der Funkstation.

Weihnachten 1942.

(Weihnachten 1942 erlebten die Luxemburger Arbeitsmänner mit ihren Kameraden auf der Bahnfahrt. Dies schildert Arbeitsmann Johann B., von Beruf stud. rer. pol.)

Wohl aufbewahrt in einer Ecke unseres Wagens steht das Tannenbäumchen, das uns am heiligen Abend den inneren Frieden geben soll. Klein und bescheiden steht es da, für uns alle aber doch so schön und wertvoll. Behutsam gehen wir damit um, und manches Auge wirft einen liebevollen Blick zu ihm hinüber. Noch ist die Stunde nicht gekommen, wo wir im Kameradschaftskreis um seine brennenden Lichter sitzen werden.

In einem kleinen unscheinbaren Dörfchen Neu-Bulgariens hält der Zug. Die Stunde, die jeder von uns voller Erwartung herbeigesehnt hat, ist endlich gekommen. Zum erstenmal in unserem Leben feiern wir dieses heilige Fest weit entfernt von unseren Lieben zu Hause, und mancher lebt noch in der Erinnerung an einen gemütlichen Familienkreis, wo in stiller Feier Vater, Mutter und Geschwister um einen stattlichen Weihnachtsbaum sitzen. Wie ganz anders heute! Die Abteilung tritt auf dem Bahnhof an, und in einer kurzen Ansprache hebt unser Abteilungsleiter den tiefen Sinn dieses Heiligen Abends hervor. Gerührt und in gehobener Stimmung begibt sich darauf ein jeder in sein Wagenabteil, wo das brennende Bäumchen seiner wartet. Ohne Glanz und ohne Flitter steht es da, nur das natürliche Grün und ein paar Kerzen sind sein Schmuck. Doch seit vielen Tagen schon ist dieses Bäumchen uns lieb geworden, und um keinen Preis der Welt würden wir es gegen ein Bäumchen, geschmückt mit Tand und Flitter, tauschen. Wir setzen uns um unser Bäumchen, und bald ertönen die alten, uns so gut bekannten Weihnachtslieder. Bulgaren und Serben stehen um unseren Zug herum und erleben, wie das Weihnachtsfest in Deutschland gefeiert wird. Für eine Zeitlang tritt Ruhe ein und ein jeder ist in sich gekehrt. Eine feierliche Stimmung liegt über den Gemütern. Meine Gedanken weilen bei meinen Lieben zu Hause und wie immer, so sehe ich sie auch jetzt unterm Weihnachtsbaum sitzen. Nur sind sie gedrückter,



Arbeitsmänner durchstreifen in ihrer Freizeit ein Dorf, das im türkischen Stil erbaut ist. Überall treffen sie in den Straßen die typischen Esel.

denn ihr Junge weilt nicht unter ihnen. Ganz deutlich höre ich sie fragen: „Wo mag er jetzt sein? Hoffentlich geht es ihm noch gut.“ Es ist mir, als ob Vater und Mutter vor mir ständen und wie einst als Junge, so schütte ich ihnen mein Herz aus und teile mit ihnen Leiden und Freuden.

Schon werden die ersten Schüsseln mit Apfelsinen, Gebäck und Äpfeln gebracht. Ein Kanister Glühwein bringt uns in fröhliche Stimmung. Die ernsten Gedanken sind verschwunden, und der frische, gesunde Übermut der Jungens kommt zum Vorschein.

„Genau so wie zu Hause“ ruft eine Stimme aus der Ecke des Wagens, „wird das heute ein Festschmaus!“ Es ist unser Freund Wilhelm, der behäbige, frühere Küchenbulle, der es sich auch heute nicht nehmen läßt, seine Bemerkungen über das Essen zu machen. „Iß nicht zu viel!“ antwortet ein anderer, „das gute Essen wird dir bei dem Schaukeln des Zuges schlecht bekommen!“ So findet ein Wort das andere. Stundenlang sitzen wir noch zusammen und erzählen über unsere Erlebnisse. Am späten Abend besucht uns noch der Abteilungsführer, und nachdem wir auf ein gutes Gelingen unseres Einsatzes mit ihm angestoßen haben, begibt sich jeder zur Ruhe.

Der Zug fährt immer weiter durch die stille Nacht und bringt uns unserm Bestimmungsort immer näher.

Allen Müttern möchte ich zurufen: „Eure Jungens waren Euch an diesem Abend näher denn je, alle ihre Gedanken weilten bei Euch, und sie haben Mut, Stärke und Liebe für die kommenden Zeiten empfangen.“

Vorbildliches RAD-Lager entsteht in Griechenland.

(Im Gegensatz zu den überall im Reichsgebiet aufgebauten Holzhauslagern müssen im fremden Land erst Schulen und andere Gebäude und Häuser als Unterkünfte eingerichtet werden. Eine lebhaft Schilderung hiervon gibt der Am. Raimund H., vormals Student.)

Es war am 28. Dezember. Nach 10-tägiger ermüdender Bahnfahrt, nach zweitägigem Aufenthalt in Saloniki, fuhr eine Radfahrerkolonne von 45 Mann ihrem Einsatzort entgegen. In stockfinsterner Nacht bogen sie von der Hauptstraße in einen Nebenweg. Es war die letzte Strecke bis zum Lager. Der Weg war schlecht. Tiefe Löcher und Gräben machten das Fahren unmöglich. Wir kamen im Lager an. Es war dieses eine neue Schule. In einem der Säle wurden wir auf Stroh gebettet, und müde von der langen Fahrt schliefen wir ein.

Schon am frühen Morgen wurden wir geweckt. Wir sahen uns um. Die Unterkunft war in kläglichem Zustand. Es wurde uns allen klar, daß hier eine große Umänderung vor sich gehen müsse, um zu einer möglichst ordentlichen Unterkunft zu werden.

Zuerst wurde die Stube in Ordnung gebracht. Über dem Stroh wur-

den sorgfältig zusammengeknöpfte Zeltbahnen ausgebreitet, dann die Decken hingelegt. Am Fußende wurden dann alle Klamotten so gut es ging, aufgestapelt. Endlich, nach langer Zeit wieder ein dem Auge ziemlich gefälliges Bild.

Dann galt es den Weg, die einzige Zufahrtsstraße zum Lager, in Ordnung zu bringen. Mit Kreuzhacke und Schaufel gingen wir zu Werk. Gräben und tiefe Löcher mußten zugeschüttet, überflüssige Steine und überflüssiger Boden entfernt werden. Gegen Mittag war der Weg so in Ordnung, daß unsere LKW ohne Hemmung durchfahren konnten.

Als nun die anderen Kameraden ankamen, mußte auch für sie ein Lager geschaffen werden. So konnten für den zweiten und dritten Zug eine alte Schule sowie zwei leerstehende Häuser eingerichtet werden. Zwar war es etwas primitiv, doch sauber.

Auch der Lokus fehlte nicht. Zuerst war es nur ein „Donnerbalken“. Später aber wurde er in einen modernen „Zwölfzylinder“ umgebaut. Die Feldküche sollte auch nicht draußen verrostet und verstauben, und für sie wurde ein windstilles Plätzchen gefunden, wo sie nach wenigen Tagen eingerichtet war.

Wie staunten wir, als wir eines Morgens auf dem Hof einen ganzen Haufen Bretter und Balken vorfanden. Bald war es allen klar. Daraus sollte die neue Zugbaracke entstehen. Schon am nächsten Morgen gingen 30 Arbeitsmänner mit Vermessungsstäben, Kreuzhacken und Schaufeln ans Werk und arbeiteten hier auch nach den Methoden, die die Führer in der Ausbildungszeit ihnen mühsam beigebracht hatten. Schon nach wenigen Tagen waren die Ausschachtungsarbeiten beendet, schon standen die ersten Balken, schon die ersten Wände. Nach einer Woche stand die Baracke, fest und bereit jedem Sturme zu trotzen, den jungen Arbeitsmännern, die sie erbaut, ein neuer Ansporn zu neuen Taten.

Einige Tischler und Schreiner sorgten für die innere Ausstattung. Unter ihrem kräftigen Zufassen entstanden Regale für Tornister, Gasmasken und Helme, Haken für Kleider und Stiefel. Der zweite und dritte Zug konnte getrost in sein neues Heim einziehen. So fand der Generalarbeitsführer bei der Besichtigung das Lager vor. Eine Unterkunft, sauber und gefällig, wie sie kaum anderswo besser zu finden ist.

Doch nicht genug damit. Durch das Bemühen der Führer rollten bald auf Lastwagen Betten an. Zuerst nur wenige, dann immer mehr, so daß jetzt jeder Arbeitsmann wie im Lager daheim sein Bett, seinen Strohsack, seine Bettlaken und Decken besitzt.

Auch den Führern wurde ein gemütliches Heim geschaffen. Schreibstube, Heilstube, Verpflegungsraum, Kammer und Fahrradschuppen prangen in tadelloser Sauberkeit, alles zur Freude von Führern und Arbeitsmännern. Viel Arbeit hat das Ganze gekostet. Jetzt aber freut sich jeder über das gelungene Werk.

Ein Brief aus Griechenland nach Lettland.

(Hier spricht der Arbeitsmann Donat. D., vormals Student, einen Luxemburger Kameraden, der in einer Abteilung in Ostland Dienst tat, an.)

Lieber Rainert!

Habe eben Dein Schreiben erhalten. Also bei 30 Grad Kälte stehst Du Posten — in Lettland! Da kann ich wohl von Glück reden, ist doch das Wetter schon recht sommerlich hier unten in Griechenland. Du willst wissen, wie es hier aussieht, was wir treiben? Gott, das ist nicht so einfach in wenigen Worten zu sagen. Unsere Erlebnisse und Eindrücke sind so zahlreich und mannigfaltig, daß man sie kaum fassen kann.

Nach einer 10-tägigen Bahnfahrt von unserem Lager in Pommern, durch die Niederungen des Weichsellandes, durch die Gebirgswälder der Slowakei, durch die endlosen Steppen Ungarns, durch Kroatien, durch das südserbische Bergland, durch Bulgarien und Nordgriechenland, läuft unser Transport unversehrt in S. ein. Zwei Tage Aufenthalt. Dann starten wir in aller Frühe zur Fahrt nach unserm Einsatzort. Diese Radtour durch eine der schönsten Gegenden Griechenlands wird immer als eines der eindruckvollsten Erlebnisse in unserer Erinnerung bleiben. In stockfinsterer Nacht läuft die Kolonne in ihrem Bestimmungsort ein. Wir sehen nichts, wir hören nur: Das Rauschen des Meeres in der Nähe, das monotone Spiel einer Schalmey... todmüde strecken wir uns auf das provisorische Strohlager aus; und schon umfängt uns der Schlaf.

Welch ein Erwachen am nächsten Tage! In der kleinen Dorfschule. Vor uns in geringer Entfernung liegt das Mittelmeer, in eine herrliche Bucht gefaßt. Zur Linken lagert ein gewaltiges, schneebedecktes Gebirgsmassiv, zur Rechten verläuft die grüne Hügelkette in eine Landzunge, und über diese hinaus erhebt sich in nebellichter Ferne der Mönchsberg Athos. Die kleinen, weißgetünchten Häuser unsers Dorfes kleben wie Schwalbennester an dem Gebirgsabhang. Sie sehen alle gleich aus, bloß daß reichere Leute sich eine Art Pergola geleistet haben. Die kleine, alte Orthodoxenkirche, die von einer hohen Zypresse überragt wird, fällt kaum auf. Inwendig wirkt sie etwas theatralisch, ebenso wie ihr Verwalter, der härtige Pope. Die Dorfbewohner, ein einfaches, zutrauliches Volk, empfangen uns mit offenem Munde, jedoch äußerst freundlich. Es herrscht ein buntes, tolles Leben in dem Nest: Der kleine Ziegenhirt treibt seine Schützlinge die Gebirgspfade hinan, Eseltreiber ziehen mit ihren Grauen, die ihr Stolz und Wohlstandsmaßstab sind, zur Arbeit. Am Brunnen vor unserer Unterkunft schnattern kleine griechische Wäscherinnen. Der zerlumpte Dorfmusikant pustet krampfhaft auf seinem Dudelsack herum, inmitten einer Schar von gaffenden Bambinos. Kleine, langborstige Schweine tummeln sich auf dem Schulhof herum. Von den Hängen hört man das ewige Glöckchengeläute von verstreuten Kuhherden. —

Wir sind ganz befaßten vom Reiz dieser fremartigen Welt, diesem Milieu, dem wir bald unsern Stempel aufprägen. Die erste Sorge gilt unserer Unterkunft. Einige Tage genügen, um diese wohllich zu gestalten. Dann kommt der Tag, wo wir zum ersten Male zur Baustelle marschieren, unserm Tätigkeitsfeld für Wochen und Monate. Die Wirklichkeit übertrifft hier unsere Erwartungen. Unsere Arbeitsstätte ist denkbar günstig gelegen, die Arbeit selber ist gut, bloß das garstige Gestrüpp bereitet Ärger. Und Morgen für Morgen zieht eine lange, weiße Kolonne auf Kieswagen, unweit der Küste, halbträumend dahin, längs dieses Meeres, das wir alle lieben, das immer dasselbe, alte ist und doch tagtäglich einen neuen Anblick gewährt.

Und Sonntags, wenn's Ausgang gibt, dann mischen wir Arbeitsmänner uns unter das Volk, klatschen zu den einfachen, rhythmischen Reigen der braunen Leutchen auf dem Dorfplatz, kosten ihren Wacholderschnaps und ihr Maisbrot, ihre Erdnüsse, Feigen und Rosinen, steigen hoch auf die Berge, oder tief in Tropfsteinhöhlen hinunter und kehren abends voll der Eindrücke in unsere Unterkunft zurück.

So vergehen die Tage, die Sonne steigt höher, und die Gesichter bräunen sich.

Das Fremdartige wird zum Alltäglichen.

Ja, lieber Rainert, wir hatten wirklich mehr Glück als ihr da oben in euerm kalten Baltenland. Du schreibst: „Junge, bedenk auf welchem Boden Du stehst,“ Du sprichst von Alexander. Nun, die Leute hier kennen ihren Alexander kaum, ihre alten Schriftsteller überhaupt nicht. Hier herrscht kein klassischer Geist, hier türmen sich keine Trümmerhaufen, Zeugen vergangener Größe; hier fristen einfache, genügsame Landleute ein bescheidenes Dasein. Man sieht wohl noch manch klassisches Profil, man merkt, hier pulst noch altes, rassiges Blut, aber der Geist, den wir mit Griechenland verbinden, der herrscht nicht hier, vielleicht tiefer im Süden, vielleicht überhaupt nirgends.

Damit will ich endlich schließen.

Mit freundschaftlichem Handschlag über tausende von Meilen hinweg,

Dein alter Freund

Donat D.

Neugriechische Kultur.

*(Eindrücke des Arbeitmannes Rüdiger D.,
Student.)*

Unser endgültiger Einsatzort war ein kleines unbekanntes Nest, eingeklemmt zwischen hohen Bergen. Da wir hofften, hier griechische Kultur kennenzulernen, wurden wir schwer enttäuscht. Licht, Wasserleitung, Öfen und Steinhäuser, die in jedem kultivierten Lande eine Selbstverständlichkeit sind, konnte man hier als Luxus bezeichnen. Nach den zwei Monaten, wo wir hier sind, hat sich vieles hier geändert. Durch Sauberkeit, Ordnung und Pflege hebt sich unser

Lager vom Gesamtbild des Dorfes ab. Das Wohnen, die Sitten und Gebräuche sind so verschieden von denen des nordischen Menschen, daß ich mir kaum vorstellen kann, daß dieses Land früher die Kulturwiege Europas war.

Unterhaltung und Sport.

(Davon erzählt hier der zum Vormann ernannte Reinhard Sch., Beruf: Postangestellter.)

Die Gegend hier ist etwas arm, trotzdem romantisch, und viel wird dazu beigetragen, das Heimweh zu vergessen. Zu allem gehört ja auch etwas Zerstreuung, meint man, und die gibt's hier bei uns. Nette und vergnügliche Stunden sind bei uns auf der Tagesordnung. Einige davon will ich kurz erwähnen.

Ein Variété bietet gewöhnlich doch was zum Lachen, lachen tut jeder gerne, und deshalb gibt's bei uns jede Woche eine Variétévorstellung. Große und bekannte Variétés treten auf mit Namen von Klang wie: Variété Brüggmann-Görbig aus Hamburg oder das aus dem Rundfunk bekannte Wiener Ehepaar Markarow. Alle kann ich sie nicht aufzählen, da ich einige schon vergessen habe. Die wöchentliche Kinovorstellung bleibt auch nicht aus und hier genau so gut wie in der Heimat gibt's Filme von Format, und gerngesehene Filmstars erscheinen auf der Leinwand.

Mein liebster Zeitvertreib ist wie zu Hause auch hier noch immer der Sport. Glücklicherweise haben unsere Führer der Abteilung nicht vergessen, Fußbälle mitzubringen.

Anscheinend hat hier der Frühling schon Einzug gehalten und kommt immer von hier erst nach Hause. Herrliches Frühlingswetter begünstigt unsere Fußballtreffen mit den Gegnern aus der Umgebung. Eine zackige Elf vertritt die Farben unserer Abteilung. Hier und da landen wir einen anständigen Sieg, dann müssen wir zur Abwechslung auch mal eine Niederlage einheimsen. Gegner von Klasse, die schwer zu nehmen sind, z. B. wie Marine oder Heer, messen sich mit uns. Solche und noch andere angenehme und zerstreungsvolle Tage bieten sich uns hier in unserer zweiten Heimat. Bei allem, was wir unternehmen in der Arbeit sowohl wie im Spiel, haben wir immer Zuschauer und das sind die Griechen hier. Ihrer Bewunderung geben sie dadurch Ausdruck, daß sie einfach immer sagen: prima, extra prima. Viel deutsch können die meisten gar nicht, und ein Zwiegespräch zwischen einem von uns und einem Griechen ist lustig und oft ganz komisch. Jedenfalls wird mit Händen gestikuliert und ein Verständnis kommt doch zustande.



Das Gesicht des Arbeitmannes im Kriege.

Auf Wache in Griechenland.

*(Nächtliche Begegnung mit heiterem Ausgang,
erzählt von Arbeitsmann Reimund A., Student.)*

Meist sind ja die Nächte in Griechenland sternenklar, und es ist sehr interessant, nachts auf Wache zu stehn. Diese Nacht jedoch, als ich mit Willi auf Posten zog, war der Himmel ziemlich bedeckt, und nur ab und zu zerriß der tiefhängende Wolkenschleier, und der Mond guckte neugierig hervor. Ich machte also meinen Rundgang und gesellte mich dann zu Willi, der auf seinem Platz zwischen den LKW stand, die etwas den kühlen Nachtwind abhielten, hin und her trippelte und mit wachsamem Blicken in die Nacht äugte. Aus der Baracke drang leises Schnarchen, und von oben aus dem Dorfe trug der Wind die mannigfaltigsten Laute herüber. Hundegebell, das seltsam klagende Geschrei der Esel, und hie und da vereinigten sich all diese Naturlaute zu einem einzigartigen Konzert, das auf einen Schlag einsetzte, answoll, und dann plötzlich wieder verebbte. Langsam kam unsere Unterhaltung in Fluß, wobei wir allerdings unsere Augen und Ohren offen hielten. Und wenn dann einer dem andern von seiner Heimat erzählte, dann lebten alte Erinnerungen wieder auf. Plötzlich zuckten wir beide zusammen, und unsere Köpfe fuhren ruckartig herum. In unserem Rücken, jenseits der Umzäunung, bewegte sich etwas. Ich stieß Willi an. Er ging zwei Schritte auf den nur undeutlich erkennbaren Schatten zu, indem er sich recht vernehmlich räusperte. Von dort drüben kein Laut, nur eine Katze miaute in die Nacht. Dann einige Augenblicke atemlose Stille, in der nur unsere Herzen etwas schneller klopfen, und unsere Augen vom angestregten Schauen schmerzten. Dann riß sich Willi zusammen: „Halt! Wer da! Parole!!!“ schallte seine Stimme dem Unsichtbaren entgegen. Der Schatten bewegte sich nicht, nur das Echo klang aus den nahen Bergen zurück. — Willi machte einen Schritt nach rückwärts, nahm sein Gewehr auf die Patronentasche, denn man konnte ja nicht wissen . . . dann brüllte er nochmals mit voller Stärke: „Halt! Wer da! Parole!!!“ Da ließ sich von drüben ein schweres Schnaufen hören, und im gleichen Augenblick riß ein Windstoß den vor dem Monde hängenden Wolkenschleier entzwei. Wir starren verblüfft hinüber, und dann lachten wir auch schon beide aus vollem Halse los. Drüben stand nämlich ein Ochse, ein richtiger griechischer Ochse und glotzte uns aus großen Augen an, drehte sich dann gemächlich um und trottete weiter. „Donnerwetter, würde das ein Gelächter geben, wenn die Kameraden erführen, daß wir einen Ochsen angerufen haben. Mensch, halt bloß die Klappe!“ Wir schwiegen beide wie das Grab, doch jemand mußte uns beobachtet haben, denn am nächsten Tag lachte die ganze Abteilung über unsern Reinfall.

Allmählich wurde es nun heller und bald stieg die Sonne über dem Meere empor, verscheuchte Nebel und Dunkelheit, und ein neuer, schöner Tag brach an.

Als Postordnung unterwegs.

Eine umständliche Angelegenheit, aber von großer Bedeutung für alle Arbeitsmänner — erzählt vom Am. Adolf B., Student.

Feldpost! Dieses eine Wort genügt, um mit seiner gewaltigen, magischen Kraft die ganze Abteilung in höchste Alarmbereitschaft zu setzen, ja, da werden sogar diejenigen wach, die sonst nicht so leicht aus der Ruhe zu bringen sind, denn die Feldpost stellt für uns alle die einzige Verbindung mit der Heimat dar.

In diesen Zeilen will ich nun erzählen, wie die Herbeischaffung der so begehrten Feldpost hier bei uns im Einsatz durchgeführt wird.

Um 5 Uhr morgens betritt so geräuschvoll wie möglich ein Posten unsere Unterkunft und weckt mich auf. Nach dem üblichen Recken entschlief ich mich, mich von dem so weichen Strohsack, meinem Federbettersatz, zu erheben und den Sprung in den neuen Tag zu wagen. Draußen herrscht zu dieser frühen Stunde eine eisige Kälte. So gegen 6 Uhr bin ich reisefertig, melde mich auf der Schreibstube ab und nehme die Post für die Heimat mit. Nun beginnt meine Radtour, eigentlich mehr ein Ritt auf dem Fahrrad, denn der Weg ist so schlecht, daß man schon gut gefrühstückt haben muß, um sich im Sattel halten zu können. Doch die wunderbare Aussicht, die sich meinen Augen bietet, entschädigt mich für den schlechten Weg. Links und rechts von mir erheben sich hohe Felsenkämme und grüne Berge, genau vor mir liegt im Scheine der aufgehenden Frühlingssonne, die wie ein gleißender Feuerball am Himmel hochgeht, das ägäische Meer in seiner ganzen märchenhaften Pracht da. In ganz weiter Ferne grüßt stolz der Athos als Beherrscher des ägäischen Meeres. Im nächsten Dorfe lade ich mein Stahlroß in die Eisenbahn ein, eigentlich ist es nur eine Feldbahn von einem halben Meter Spurweite. Sie wurde im letzten Kriege von den Engländern erbaut. Heute ist diese kleine Bahn außer den Eseln die einzige Transportmöglichkeit, welche gut ausgenützt wird. Da steigen die Reisenden mit Säcken, Kisten, Kästen und Koffern beladen ein, sie transportieren ebenso gut Hühner wie Kohlen im Personenabteil, auch sitzen und hängen gerade so viel Fahrgäste auf den Trittbrettern herum, als deren im Abteil sitzen. Übrigens ist das durchaus zu verstehen, denn die Einwohner brauchen keine Rücksicht auf ihre Kleider und Schuhe zu nehmen: hier läuft nämlich alles in Lumpen umher. Ich selbst sitze im Abteil unter einer Schar von Griechen, die sich lebhaft für mich und mein Hab und Gut interessieren: sie unterhalten sich in ihrer Sprache, wovon ich leider nichts verstehen kann. Im allgemeinen sind die Griechen uns gegenüber sehr freundlich und zuvorkommend, auch sprechen sie etwas deutsch, die Worte nix, gut, Kamerad und extra prima sind den Alten und den Jungen recht geläufig.

Nach einer 2¹/₂-stündigen Fahrt kommen wir am Ziele meiner 25 km langen Reise an. Ja, da wundert sich so mancher über das Tempo:

aber unsere Kleinbahn in der Heimat, unser Jangely, ist ein wahrer Orientexpress im Vergleich zu dieser Bahn.

Auf der Gruppe erledige ich so schnell wie nur möglich die Dienstgeschäfte und empfangen die Feldpost, Briefe und Päckchen für unsere Abteilung, diesmal einen ganzen Sack voll, der sorgfältig auf dem Fahrrad verpackt wird. Nun strampele ich los. Die Rückfahrt führt mich an einem wunderschönen See vorbei, dessen Wellenklang mir den Rhythmus zu meinem Tempo gibt. Dann geht es an hohen Felsen und grünen Bergen vorbei. Auf diesen Felsen, die der Landschaft ihr eigenartiges Gepräge geben, klettern Tag und Nacht Hunderte von Schafen und Ziegen umher, die Gegend mit ihrem nieverklingendem Schnelligeläute erfüllend, während die Hirten in Schafspelze gehüllt, ihre Anvertrauten nie aus dem Auge verlieren. Auf der Landstraße ist nur wenig Betrieb. Außer einem Wehrmächtskraftwagen sieht man nur einige Griechen mit ihren Eseln träge durch die warme Frühlingssonne schlendern. So erreiche ich unbehellig nach einer interessanten Fahrt unsere Abteilung.

Noch bin ich außer Atem, und schon werde ich mit 1000 Fragen bestürmt: Du, hast du viel Post mitgebracht? Hast du auch etwas dabei für mich? Die Spannung erreicht ihren Höhepunkt, wenn nach dem Abendessen die Post verteilt wird. Glücklich und erleichtert zieht ein jeder sich mit seinen empfangenen Briefen und Päckchen auf seine liegenden Güter zurück und liest die Neuigkeiten, die ihm die Eltern, Freunde und die Allerliebste geschrieben haben, diejenigen, die nichts dabei hatten, vertrösten sich auf das nächste Mal. Zuguterletzt vertauschen die einzelnen Freunde die Nachrichten und Neuigkeiten von zu Hause untereinander, nur von einem Briefe wird zu niemandem gesprochen: was die Allerliebste schrieb, das wird niemandem erzählt, denn wir sind ja alle Kavaliere.

Kameradschaft.

Gedenken des Vormannes L. R., Mechaniker.

Die herzliche Kameradschaft, die uns Arbeitsmänner fest zusammenschloß, verkürzte die Abendstunden und ließ uns vergessen, daß wir fern von der Heimat waren. Wenn ich nachts Posten stand und in klarer Nacht in den mit Sternen besäten Himmel hinaufschaute, so dachte ich an die Lieben zu Hause, über denen die gleichen Sterne leuchteten. Aber die Nacht verging. Des Morgens war ich wieder beseelt von dem jugendlichen Drange nach Erleben, denn die wunderbare Natur in diesem landschaftlich schönen Lande erweckte mich aus den Träumen. Schnell verrann die Zeit, jeder Tag brachte etwas Neues und jetzt zieht hier schon der Frühling ins Land.

Wenn ich dereinst wieder in der Heimat bin, so werde ich oft zurückdenken an diese Zeit im Reichsarbeitsdienst, die harten Stunden werden vergessen sein, die schönen jedoch immer in Erinnerung bleiben.

Der Wert unserer Arbeit.

Arbeitsmann Klaus K., von Beruf landwirtschaftlicher Gehilfe.

Wir wissen, daß unsere Arbeit nicht umsonst sein wird, und so wie wir bereit sind, durch unsere Arbeit das deutsche Volk zu schützen, so sind wir auch bereit, wenn es sein muß, mit dem Gewehr in der Hand unsern Mann zu stehen, getreu unserm Eid, den wir Volk und Führer geleistet haben.

Im Urteil einer ihrer Abteilungsführer.

Von Oberstfeldmeister R.

Heute, nach fünf Monaten, kann ich sagen, daß es fast ein jeder geschafft hat. Heute unterscheiden sich die Luxemburger kaum noch vom reichsdeutschen Einsatz. Wesentlich zu dieser Entwicklung trug wohl bei, daß, wie uns die Männer sagten, sie erkannten, daß die Führer nicht „peitschenschwingende Schinderknechte und Wahnsinnige“ waren, wie ihnen die gegnerische Propaganda das tausendmal eingepflicht hatte, sondern vernünftige Männer, deren vornehmste Aufgabe die Fürsorge für die ihnen anvertrauten Arbeitsmänner war.

Wir stellten auch hier die gleiche Erscheinung fest, die wir alten Arbeitsdienstführer schon in den Jahren 1932/33 bei uns im Reich beobachtet hatten. In ganz kurzer Zeit nämlich ist das Fremde, das gewollt Schlampige mit betontem Sichgehenlassen überwunden und es tritt die saubere und soldatische Erscheinung hervor. Das liegt nun mal so im deutschen Blut, und es freute uns besonders, diese Beobachtung auch bei den Luxemburger Arbeitsmännern zu machen.

Als es dann in den Einsatz ging, haben auch die Luxemburger Arbeitsmänner ihr Bestes gegeben und manches Hindernis gebaut, an denen sich der angreifende Feind die Köpfe blutig rennen wird. Und wenn die Arbeitsmänner heimkehren in ihr schönes Luxemburg, dann mögen die Eltern beurteilen, ob die Söhne zu ihrem Schaden oder Nutzen bei uns im Arbeitsdienst waren. Sie werden bald merken, daß aus manchem sorgenvollen Muttersöhnchen ein frischer schneidiger Kerl geworden ist, der sich den Wind draußen in der Welt hat tüchtig um die Nase wehen lassen und anspruchslos, hart und zäh geworden ist.

IV.

Wir sahen das „Sowjetparadies“ — unsere Herzen aber haben für Deutschland geschlagen!

(Nach mehrwöchiger Grundausbildung in Schlesien kamen im Winter 1942/43 einige Abteilungen, in denen auch Luxemburger dienten, für einen besonderen Einsatz in die rückwärtigen Gebiete der Ostfront. Die Erkenntnisse, die sie hier gewannen, sind besonders interessant.)

Paradies der Arbeiter?

(Zunächst eine Schilderung des Arbeitsmannes Reinhard Sch., Student.)

Weit fort ging's, und in Schlesien, über tausend Kilometer von der Heimat entfernt, bezogen wir unsere neuen Quartiere und wurden unter die Obhut des Reichsarbeitsdienstes und seine Führer gestellt. Mit achtzig Luxemburger Kameraden, sechzig Wienern und fünf- und zwanzig Sudetendeutschen trug ich nun das gleiche Kleid, teilte das gleiche Los; es war bestimmt, daß wir, Arbeiter, Bauern, Schüler und Studenten, hier zusammen und unter einander Ordnung und Disziplin, vor allem aber den Wert der Arbeit und das Leben in der Gemeinschaft kennenlernen sollten.

Die ersten Wochen waren natürlich die schlimmsten, bis wir uns eingelebt und erkannt hatten, wozu wir eigentlich einberufen worden waren. Ach, die vielen Marschübungen, der Spind- und Bettenbau, wieviel Kopfzerbrechen machten sie uns anfangs! Doch wie schnell haben wir uns angepaßt. Was vor fünf oder sechs Wochen noch unmöglich geschienen, war Tatsache geworden: Aus dem ruhigen und behäbigen Bürger war ein schneidiger Arbeitsmann geworden, und so wie er sich vorher vor den vielgefürchteten Ordnungsübungen, der ganzen Stuben- und Lagerordnung gescheut hatte, so lieb hatte er sie nun schon gewonnen, ja er verstand selbst, daß er ohne sie nicht auskam.

Anfang Dezember erging dann plötzlich an unsere Führer der Befehl, die Abteilung sofort einsatzbereit zu halten, und die nötigen Vorbereitungen wurden getroffen. Eine höhere Aufgabe, als den meisten unserer Luxemburger Kameraden in den anderen RAD-Abteilungen wurde uns gestellt; in Sowjetrußland selbst, gleich hinter der Front, sollten wir im Kampf gegen den Bolschewismus eingesetzt werden, an Ort und Stelle uns bewähren, die Unbedingtheit sowie auch die Schwere des Kampfes gegen den Kommunismus begreifen.

Am 12. Dezember zogen wir dann hinaus, hinaus ins Ungewisse. Die einen beklemmt und ängstlich, die andern voller Begeisterung und



*Kriegseinsatz des RAD an der Ostfront.
Arbeitsmann auf dem Weg zur Baustelle.*

mit frischem Tatendrang. Quer durch Polen ging die Fahrt, immer fremder, immer trostloser mutete die Gegend uns an, bis wir endlich am Vorabend von Weihnachten im verschneiten Charkow, unserm Endziel eintrafen.

Wißbegierig streiften unsere Augen umher und suchten das, was uns bisher nur ein Begriff gewesen, wovon man uns so viel schon erzählt und gepredigt hatte. In der bolschewistischen Großstadt suchten sie zu erkennen, was der Kommunismus eigentlich wollte, womit er die Welt zu erobern gedachte. Doch, wie nichtssagend und plump wirkten diese Statuen, wie kahl und dahingeworfen die neuen kommunistischen Bank- und Propagandabauten gegenüber den wenigen, noch übrig gebliebenen Gebäuden aus der zaristischen Zeit, an denen wenigstens noch einige Kunst zu erkennen war. Und was lag hinter ihnen? Sollten sie nicht die unzähligen, elenden Wohnungen verbergen, aus denen durch brutale Gewalt niedergedrückte, haßerfüllte Gesichter uns entgegensahen. War das das Paradies der Arbeiter? Beglückung hatten sie von ihren Kommissaren erhofft, Versklavung aber und größere Armut hatten sie gefunden.

So konnten wir nirgends uns heimisch fühlen, dazu kam noch die grimmige, ungewohnte Kälte, bei der wir Tag und Nacht in treuer Pflichterfüllung Wache standen und wertvolle Güter vor feindlichen Angriffen zu behüten hatten. Die Kameradschaftsbande aber hatten sich inzwischen unter uns so eng geknüpft, daß wir in ihr Zuflucht suchten, und wir in dieser fremden Einsamkeit in ihr einen vollen Frost fanden.

Doch unsere schwersten Stunden sollten erst kommen. Wie im vergangenen Winter, so erhoben sich die Sowjets auch diesmal wieder und versuchten, Kälte, Eis und Schnee ausnutzend, mit geballter Kraft noch einmal die deutschen Linien zu durchbrechen und den drohenden Untergang von sich abzuwälzen. Auch wir waren diesmal dabei und erlebten die übermenschlichen Anstrengungen und Leistungen, die der deutsche Soldat unter großen Opfern zu vollbringen hat, um Europa vor der großen Gefahr zu beschützen. Am sechsten Februar erging auch an uns der Befehl, den Rückmarsch anzutreten, den die Führung als strategisch notwendig und nach festgelegten Plänen durchführen ließ. In Lastautos fuhren wir von Charkow nach K., verbrachten Tage und Nächte in bitterster Kälte und schweren Schneestürmen und hatten nur gefrorenes Brot und gefrorenes Fleisch als karge Verpflegung. Niemals werden wir den Abend vergessen, an dem unsere Wagen im Schnee stecken blieben, über uns, nur ein klarer Sternenhimmel und um uns weit und breit kein Haus, kein Strauch, nichts als unendliche Schneemassen und ein fürchterlicher Sturmwind.

Trotz allem, unser Mut blieb ungebrochen. Ein liebes Wort, ein Blick auf ihre Kameraden genügte, um die Bedrückten zu erheben, und sagte ihnen nicht im Innern eine Stimme: „Harre aus, sei stolz, etwas durchhalten zu können.“ Wir fühlten es, wir waren nicht mehr die Menschen vom 5. Oktober, waren härter, selbständiger, waren Soldaten geworden, bewußt, daß das, was uns an körperlicher Bequem-

lichkeit abging, durch geistige und charakterliche Eigenschaften ergänzt wurde.

Mit tiefer Genugtuung blicken wir heute auf die nun beendete Arbeitsdienstzeit zurück und sind stolz, als erste Luxemburger im Einsatz gegen den Bolschewismus gestanden zu haben. Nicht mehr wie wir gekommen, nein, als Männer kehren wir in unsere Heimat zurück, Männer, die erkannt haben, daß es um Sein oder Nichtsein geht, Männer, die die Überzeugung mitgebracht, daß in diesem großen Schicksalskampf ihre ganze Kraft gebraucht wird, und die den festen Willen haben, als Luxemburger sich voll und ganz im Dienste ihres größeren Vaterlandes einzusetzen.

Auf Wacht gegen den bolschewistischen Weltfeind.

(Dies erzählt der Arbeitsmann Eugen R., Schüler.)

Kaum hatten wir die ersten Spatengriffe hinter uns, da wurden die Spaten in die Ecke gestellt, und wir vertauschten sie mit dem Gewehr. Nun wußten wir, unsere restliche Dienstzeit sollten wir im Osteinsatz verbringen. Gespannt sahen wir den kommenden Tagen entgegen. Aufmerksam horchten wir den Vorschriften und Anweisungen der einzelnen Führer, die schon mehrere Fronteinsätze hinter sich hatten. Ihre lustigen und traurigen Schilderungen weckten in unseren jungen Herzen die Sehnsucht, auch einen solchen Einsatz zu erleben. Unsere Marschlieder trugen in diesen Tagen der Abmarschbereitschaft alle denselben Charakter: „Siehst Du im Osten das Morgenrot... Wir standen für Deutschland auf Posten...“ usw. Alles Melodien, die unsere Gedanken nach dem Osten schweifen ließen.

Am siebenten Dezember traf dann der ersehnte Abmarschbefehl ein. Hastig wurden die Tornister fertiggepackt. Ein letzter Abschiedsgruß an die Eltern, und dann rollten wir am 12. Dezember nach dem Osten. Beinahe 14 Tage dauerte der Transport in den extra hergerichteten Güterwagen. Je weiter wir uns vom Westen lösten, um so langweiliger und trostloser wurde die Fahrt. Mit Kartenspiel, Gesang und Lektüre verschafften wir uns angenehme Stunden. Je weniger Abwechslung in der Landschaft vorhanden war, desto mehr suchten wir unser Leben angenehm zu gestalten.

Am Heiligen Abend trafen wir dann in Charkow ein. Unsere Unterkunft war bald häuslich und bequem hergerichtet. Während unseres Einsatzes hatten wir dann öfters die Gelegenheit, die Auswirkung des Kommunismus in der Stadt selbst kennenzulernen. Die großen, gewaltigen Koloßgebäude am „Roten Platz“ zeigten die alles zertürmmernde Gewalt des Bolschewismus. Die neue Idee hatte sich hier mit allen drakonischen Maßnahmen, die zur Erreichung ihres Zieles nötig waren, rücksichtslos durchgesetzt. Innerpolitisch war sie gefestigt, und schon war die Zeit herangerückt, wo nach der Meinung der Sowjets der Kommunismus sich über ganz Europa ausbreiten sollte. Da trat ihm eine neue völkische, friedensliebende Weltanschauung, der Nationalsozialismus entgegen und sagte ihm

den Kampf auf Sein oder Nichtsein an. Nicht nur an den Bauten allein, sondern auch an seinen Menschen tun sich die Auswirkungen des Bolschewismus kund. Wie ärmlich und einfach hausten diese Leute in kleinen Holzbaracken! Von morgens früh bis abends spät arbeiteten Männer und Frauen in Fabriken und sonstigen Betrieben, um mit etwas trockenem Brot und gefrorenen Kartoffeln ihr Leben spärlich fristen zu können.

In den letzten Einsatztagen wurden ungeheure Anforderungen an uns gestellt. Von morgens früh um drei bis tief in die Dunkelheit verladen wir unsere Transporte zur Abfahrt. Kehrtun wir dann am Abend gefroren und müde in unsere Unterkunft zurück, so fanden wir in der kommenden Nacht nicht die nötige Ruhe. Fünf- bis sechsmal in der Nacht ertönte das Alarmsignal und bannte uns für Stunden in einen notdürftig hergerichteten Unterstand.

Anfang Februar zwang uns der große russische Angriff zur Verkürzung der Front und zu einem planmäßigen Rückzug. Auf unsern 6 LKW fuhren wir bei grimmiger Kälte nach K. zurück. In die Decken eingemummt saßen wir auf den Wagen und fuhren durch die eintönige, russische Winterlandschaft. Am Abend waren wir froh, eine Unterkunft für die Nacht gefunden zu haben. Diese Tage, wo wir uns immer gegenseitig zur Kameradschaft aufgemuntert haben, sind besonders lebendig in unserer Erinnerung geblieben. Hier lernten wir einigermaßen die Anstrengungen und Strapazen eines Soldaten kennen und den Geist, der dazu gehört, sie zu überwinden. Von K. nach R. (Generalgouvernement) setzten wir unsere Fahrt mit der Bahn fort. Allmählich näherten wir uns wieder dem Westen. Die Holzbaracken wechselten mit den Steinbauten und die weißen Schneeflächen mit den grünen Saatfeldern. In Radymno verschnaufeten wir uns dann ein wenig.

Von Tag zu Tag schlugen unsere Herzen lauter. Als wir dann zur letzten Fahrt nach Krampf in Niederschlesien starteten, um dort unsere restlichen RAD-Tage zu verbringen, da kannte unser Jubel keine Grenzen mehr. Die Abteilung bereitete uns einen herzlichen Empfang. Eine ausgezeichnete Verpflegung war uns besonders willkommen, denn während unseres Einsatzes war sie oft kriegsmäßig spärlich gewesen. Auch ein letzter Schliff machte uns wieder zu den ehemaligen, zackigen Arbeitsmännern.

Von unserer ganzen Dienstzeit bleibt eines in uns allen haften: Wir haben die alte Schlampigkeit verloren, sind gestählter, härter und entschlossener geworden, Männer, auf die das Vaterland sein ganzes Vertrauen stellen kann. An den Stellen, wo wir eingesetzt werden, werden auch wir Luxemburger unsere Pflicht treu und gewissenhaft bis zum Äußersten für unsere Heimat erfüllen.



Mit dem Fahrrad unterwegs im Osten.

„Unsere Herzen feierten Heimkehr.“

*(Gedanken und Erkenntnisse des zum Vormann
ernannten Ferdinand Sch., Schüler.)*

Junge, erlebnishungrige Herzen sind leicht zu bilden, wenn den Führern die nötige Umsicht und Erfahrung eigen sind, und so schmolz in den Wochen der Ausbildung, nachdem der erste Muskelkater verschwunden war und die Ordnungsübungen und der Geländedienst spielend bewältigt waren, unsere Abteilung zu einer geschlossenen Gemeinschaft zusammen, die nichts heißer herbeisehnte, als den bevorstehenden Osteinsatz.

Manchmal hatten wir den Dienst verflucht, wenn er zu scharf in unser persönliches, gemütliches Ich einschchnitt, aber so ganz im Stillen mußten wir uns bereits bald eingestehen, daß wir uns in den wenigen Wochen der Ausbildung geändert hatten. Wir waren härter geworden, selbständiger und konnten nur noch den Kopf verständnislos darüber schütteln, was ein Brief von daheim über den bevorstehenden Osteinsatz verriet.

Die Spannung, in der wir den Marschbefehl herbeisehnten, löste sich dann am 12. Dezember, als wir feldmäßig ausgerüstet zum Bahnhof rückten: Richtung Sowjetrußland. „Ein Lied!“ hieß der Befehl, und schon schmetterten 160 junge Kehlen impulsiv das Ostlandlied, und wie ein Schwur stieg der Kehrreim in den hellen Wintermorgen: „Führer befehl, wir folgen Dir!“

Auf der Fahrt durch Schlesien winkten uns die Menschen überall zu, ein erhebendes Gefühl für uns, die wir uns unserer neuen Würde als Arbeitsmänner für den Fronteinsatz an der Ostfront voll bewußt waren. Dann verließen wir den deutschen Boden, und das Generalgouvernement nahm uns auf. An unsern Herzen glitt das Land vorüber, nicht aber an unsern Blicken, die vergeblich Tag um Tag nach freundlichen Bildern Ausschau hielten. Wir vermißten auf einmal etwas, nach dem unsere Herzen suchten. Und immer stärker wurde dieses Gefühl, je trostloser die Gegend wurde, je weiter wir in den unendlichen Osten hineinstießen. Wir suchten nach dem vermißten „Etwas“ im verschneiten und vereisten Charkow, wohin uns der Befehl gestellt. Wir strichen um die steinernen Riesen der bolschewistischen Großstadt herum, aber ihre nackte Fassade blieb uns fremd und nichtssagend, ja, gerade diese geschäftlichen Kolosse kommunistischer Propaganda trugen auf ihrem Antlitz den Stempel brutalen Herrscherwillens und drückten uns nieder. Wir blieben verlassen mitten in dieser Großstadt, und nur die Kameradschaft, die uns in unserer Abteilung alle — Führer und Männer — umschloß, war unsere einzige Stütze.

Wir wurden dann im Februar zurückgerufen. Manches Schwere legte uns die Fahrt auf Lastautos von Charkow nach K. auf. In klirrender Kälte verbrachten wir die Tage und teils auch die Nächte, aßen

gefrorenes Brot und gefrorene Konserven und freuten uns, wenn sich am Abend ein freundliches Soldatenheim auftat, und ein Teller warmer Suppe sich uns darbot. Aber irgendein unbestimmtes Gefühl hielt uns aufrecht und ließ uns nie los, trieb uns immer weiter.

Noch einmal nahm das gewohnte Dienstleben seinen Gang, einen Monat lang in R., wo wir die anderen Kameraden wieder getroffen, die von Anfang dortgeblieben. Schnell verfloßen die Tage, und bald sagten wir auch hier: ade! Unser Zug fuhr in Richtung Deutschland. Unsere Blicke, unsere Herzen stürmten voraus, spalteten gegen Westen, wo doch bald die Rauchfahnen der oberschlesischen Werke auftauchen mußten, und wie wir nun hineinfuhren in die hoffnungsgrünen, wohlgepflegten Kiefernwälder, den ersten Gruß des lenzlichen Deutschlands, da jauchzte es drinnen auf: „Jetzt sind wir ja endlich wieder daheim in Deutschland!“

Lange Stunden überließen wir uns dieser unschuldigen Freude, unsere Augen durchsuchten die Landschaft, hielten Zwiesprache mit den kecken Sonnenstrahlen, unsere Stimmen grüßten frisch und fröhlich und wurden wiedergegrüßt von deutschen Menschen.

Unsere Herzen feierten Heimkehr!

Dann aber lauschten wir verwundert auf das ungestüme Pochen und Sichfreuen in unserer Brust. Ja, waren wir denn wirklich daheim? Das war doch noch nicht die Heimat, das war doch noch nicht Luxemburg. — Aber unsere Herzen, die sich nicht verstellen können, gaben uns Antwort. Sie hatten seit dem 5. Oktober das große Vaterland erlebt. In gemeinsamem Dienst, in Geschichts- und politischem Unterricht war es an ihnen vorübergeglitten, es lag fest verankert in der großen Kameradschaft, die sich ihnen bereitwillig erschlossen und allen Gefahren getrotzt hatte. Dann hatten sie es vermißt und vergeblich gesucht im russischen Winter, und erst jetzt, wo sie dieses Deutschland richtig gefunden hatten, konnte sein Verlust in banger Monaten so schmerzen, konnte aber auch die Heimkehr so erfreuen und glücklich machen.

Denn das wird immer das größte Verdienst gerade unserer Arbeitsdienstzeit bleiben: daß sie uns die Heimat gezeigt im Gegensatz zum kommunistischen Chaos, daß sie uns die Liebe zu dieser Heimat eingepflanzt, die Liebe, die die einzig wahre und echte ist, die Liebe, die für das Vaterland zu kämpfen und zu sterben weiß.